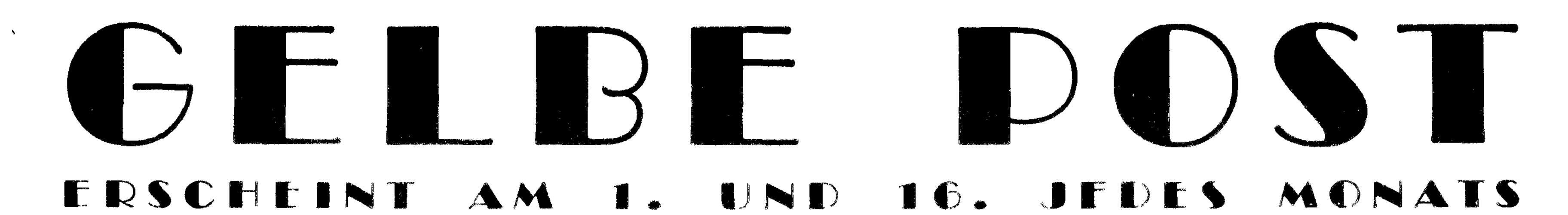
I. JAHRGANG 黃報半月刊 HEFT 1



ERSCHEINT AM 1. UND 16. JEDES MONATS

SHANGHAI, 1. MAI 1939

AUS DEM INHALT DIESES HEFTES:

Preis des Heftes in Shanghai 40 Cents

Einzelpreise anderwärts und Abonnementspreise auf der nächsten Umschlagseite

BEZUGSPREISE DER "GELBEN POST"

		Einzelheft	Abonnement 1939 (Mai-Dez., 16 Hefte)	
In Shanghai	chin. $	-.40	5.60	Die Versendungskosten sind in den obigen Preisen inbegiffen, werden daher nicht besonders berechnet.
Sonst in China...	„ „	-.50	7.-	
In Hongkong	Hk. „	-.40	5.60	
In Japan und Mandschukuo	Yen	-.50	7.-	
Sonst in Asien	engl. Sh.	-/7	8/-	
In Grossbritannien	„ „	-/9	10/6	
Auf dem europäischen Kontinent ...	schweiz. Frk.	-.70	10.-	
In U.S.A. und auf den Philippinen ...	U.S. $	-.20	2.80	

Geldsendungen (Postanweisung - Postal Money Order, Bankscheck usw.)

an A. J. Storfer, P. O. Box 4105, Shanghai, China

oder an Konto A. J. Storfer, Chartered Bank, 18 The Bund, Shanghai, China

---

ANZEIGENANNAHME

durch Millington Ltd., 117 Hongkong Road, Shanghai, China

Der Anzeigentarif wird auf Verlangen mitgeteilt

In eigener Sache

An dieser Stelle werden sonst Zuschriften an den Herausgeber veröffentlicht werden. Was der Leser zu sagen wünscht und von allgemeinem Interesse für die anderen Leser ist, Mitteilung und Anregung, Zustimmung und polemische Aeusserung, Frage und Antwort, soll innerhalb gewisser notgedrungen zu beachtender räumlicher Grenzen hier Aufnahme finden, vorausgesetzt, dass die Form der Zuschrift sich für die Veröffentlichung eigne. Ebenso, wie die "Gelbe Post" selbst sich zwar auch mit politischen Vorgängen beschäftigt, doch nur rein informativ, ohne Stellungnahme und ohne Tendenz, erwartet sie es auch von den "Zuschriften an den Herausgeber," die für die Veröffentlichung bestimmt sind, dass sie dem neutralen Charakter der Zeitschrift Sorge tragen.

Zuschriften, die des Schreibers Name und Anschrift vermissen lassen, werden nicht beachtet werden, doch wird des einzelnen Schreibers Wunsch, dass seine Zuschrift ohne Namensnennung oder unter einem Decknamen veröffentlicht werde, erfüllt werden

Dass der Inhalt einer Zuschrift sich mit den Ansichten des Herausgebers nicht deckt oder sogar Stellung nimmt gegen seine Ansichten oder gegen den sonstigen Inhalt der Zeitschrift, wird an sich kein Grund sein, ihr die Publizität zu verweigern.

In diesem ersten Heft fehlen natürlich noch die "Zuschriften an den Herausgeber." Den sonst dafür bestimmten Raum auf dieser Seite nützend, soll in eigener Sache einiges gesagt werden.

Die "Gelbe Post" ist in ausserordentlich kurzer Zeit vorbereitet worden, zudem unter ungünstigen technischen und finanziellen Umständen. Der Fachmann mag z.B. eine der Schwierigkeiten ermessen, wenn er vernimmt, dass diese Zeitschrift von chinesischen Setzern gesetzt wird, die nicht die geringste Kenntnis der deutschen Sprache haben. Die relativ hohen Papierpreise zwingen zu einer gewissen Sparsamkeit auf dem Gebiete der Ausstattung. Auch in redaktioneller Hinsicht dürfte erkennbar sein, wie kurz die Frist war, die vom Tage, da die Gründung dieser Zeitschrift beschlossen worden ist, bis zum Erscheinen dieses ersten Heftes verstrichen ist. Mancher wird beispielsweise vielleicht tadeln, dass dieses erste Heft vielzuviel die Handzüge des Herausgebers aufweist; er selbst findet es jedenfalls tadelnswert. Doch hat es eben die Kürze der Vorbereitungszeit nicht ermöglicht, mehr fremde Mitarbeiter heranzuziehen, als es vorläufig der Fall ist. Literarische Mitarbeiter sind ebenso erwünscht, wie photographische.

Noch einige Worte über den Namen "Gelbe Post." Man lege ihn nicht aus und nichts in ihn hinein. Tiefere Bedeutung suche man nicht hinter ihm. Er hat weder mit der "gelben Rasse," noch mit dem "gelben Fleck," noch dem Schwarz-Gelb der einstigen österreichisch-ungarischen Monarchie etwas zu schaffen. Auch kann wohl niemand Vernünftiger auf den Gedanken kommen, dass wir uns selbst in jene mit Recht verrufene Kategorie der ultrapatriotischen und skandallüsternen Presse einreihen wollen, die der Amerikaner als "yellow press" zu bezeichnen pflegt. Es ist experimentell festgestellt worden, dass schwarzer Druck auf gelbem Papier die dem Auge günstigste Zusammenstellung darstellt. Der Herausgeber hat in Europa eine Reihe von Zeitschriften verlegt und redigiert gehabt, die gelbe Umschläge hatten und wünscht auch seine neue Zeitschrift mit einem gelben Gewand in die Welt zu schicken. Er schickt sie wirklich "in die Welt hinaus," denn von diesem Heft (und später auch von den nächsten) gelangen Exemplare auch in andere als ostasiatische Länder; es werden in ansehnlicher Anzahl Exemplare in alle Erdteile versandt, an solche Personen, bei denen Interesse für ostasiatische Dinge vorausgesetzt werden kann und an solche, bei denen vermutet werden darf, dass sie ihr Interesse für die Person des Herausgebers und für seine früheren Arbeiten auch auf diese seine neue Zeitschrift übertragen werden.

GELBE POST

OSTASIATISCHE HALBMONATSSCHRIFT

Eigentümer, Herausgeber, Schriftleiter: A. J. Storfer

I. Jg. *Shanghai, 1. Mai 1939* Heft 1

INHALT:

Schriftleitung und Geschaeftsstelle — **117 Hongkong Road Shanghai, China** — *Geschaeftsstunden 10-12 Uhr vorm.*

Sprechstunden des Herausgebers: Montag, Mittwoch, Freitag 11-12 vorm.

Zahlungen an A. J. Storfer, P. O. Box 4105, Shanghai oder an Konto A. J. Storfer, Chartered Bank, 18 The Bund, Shanghai.

Anzeigenannahme durch Millington Ltd., 117 Hongkong Road, Shanghai

Registriert: Shanghai Municipal Police F-62

Hut ab vor dem Kuli!

Auch wer nicht als schaulustiger Vergnügungsreisender oder als gesättigter Geschäftsmann den Boden Chinas betritt, sondern schwer bebürdet von den Sorgen um das eigene Geschick jene Schritte macht, die ihn nach langer Fahrt von der Schiffsbrücke auf das ihm so ungewisse Pflaster Shanghais führen, auch der von der Problematik seiner eigenen Zukunft bedrängte und daher nach innen gekehrte Neuankömmling, den Stürme der Zeit wie einen entblössten Schiffbrüchigen hier ans Land gespült haben, kann nicht so verstockten Herzens sein, dass ein Anblick, der erste in dieser fremden Welt, ihn nicht unwiderstehlich anzöge, ihn nicht zu erschüttertem Staunen veranlasste : der Anblick der unglaublich schwer beladenen Hafenarbeiter.

Die Bankpaläste mit ihren wuchtigen Säulen und die Apartmenthäuser, die in die Wolken ragen, die von vielfarbigen Lichtreklamen vibrierenden Strassen und grün eingebetteten Villen in angedeutetem Pagodenstil, von Kunden wimmelnde Kaufhäuser und imponierende chinesische Buch- und Zeitschriftenläden, die lampiongeschmückten Gaststätten, in deren Fenstern goldbraun gebratene Enten in langen, dichten Reihen hängen und die spiegelgleich blinkenden Tanzflächen mit Hunderten von " schlitzäugigen " Taxigirls in bunter Seide, das Alles und vieles Andere, wert gesehen und aufgenommen zu werden, kann nicht das erste Bild vom Streifen unseres seelischen Aufnahmeapparates zum Verblassen bringen: das Bild der Kulis, die schweisstriefend riesige Lasten auf dem Rücken tragen. Wenn sie zu zweit auf einer Bambusstange eine schwere Last schleppen, da geben sie, mit verteilten Stimmen, ein sonderbares, sich in rascher Folge wiederholendes Geräusch von sich, von dem der Fremde nicht weiss, ob es ein " Lied " der Selbstaufmunterung und des Trostes ist oder eines der schmerzgequälten hoffnungslosen Verzweiflung, ob es zur Markierung eines rhythmischen Taktes dient oder zur Warnung der wimmelnden Strassenmenge. Ein neuer Herder, der die "Stimmen der Völker" wiedergeben wollte, müsste her nach Shanghai, um als Beitrag der chinesischen Massen jenen sonderbaren Singsang der Lastträger einzufangen, der in die dissonanzenreiche Shanghai-Sinfonie der Schiffssirenen und kreischenden Strassenbahnbremsen, der Ausrufe der fliegenden Händler und des Gejammers der Bettler hineinverwoben ist als eine herzzuschnürende vox pathetica.

Das Lied und das Bild der Wolgaschlepper ist durch die Welt gegangen. Aus dem Leid des Muschiks, diesem zweibeinigen Zugtier, dem die göttliche Schöpfung keine Hufe, die menschliche Gesellschaftsordnung aber keine Schuhe gab, aus dem bitteren Leid des barfüssigen Schleppers an dem Schicksalsflusse Russlands, ist eine süssliche Cabaretszene geworden, eine Schallplatte, eine Tonfilmattraktion. Den Lauten, die die Kulis im Shanghaier Hafen vernehmen lassen, wenn sie schwere Lasten schleppen, hat sich die mitleidslüsterne Neugier der zivilisierten Welt noch nicht zugewandt, ihr Schrei ist noch nicht dernier cri geworden. Wer aber mit eigenen Augen die beladenen Kulis mal gesehen hat, mit eigenen Ohren ihrem Singsang gelauscht hat, vergisst dies nicht . . .

Soll es jedenfalls nicht vergessen . . .

Soll nicht vergessen, dass nicht ein nickender Mandarin, wie wir ihn unter den Chinoiserien auf dem Ottomanensims unserer Grossmütter einst belächelten, das Symbol dieses Landes ist und nicht ein weitgewandiger Zauberer, dessen Stab endlose Schriftbänder durch die Luft wirbelt, nicht ein tückischer chinesischer Messerstecher jener Art, wie sie gruslige Detektivgeschichten minderer Güte früher glaubten nicht entbehren zu können, nicht ein reichgewordener Opiumhändler, der in stillvergnügter Musse seine Hände über dem angemästeten Ränzchen faltet, — soll nicht vergessen, dass auch nicht etwa der in der abgeklärten Ruhe seiner Studierstube inmitten von auserlesenen Kunstgegenständen in die Werke der altehrwürdigen Klassiker versunkene Feingeist als eine Verkörperung des chinesischen Volkes anzusehen ist, sondern dass niemand eher, als der schwer robotende und doch nur auf das Allerkärglichste sein Dasein fristende Kuli der eigentliche Repräsentant der chinesischen Stadtbevölkerung ist. Der Kuli versinnbildlicht in seiner Person die werktätige Bevölkerung der chinesischen Städte, so wie der im Schweisse seines Angesichts das Feld bebauende Landmann — und 78% der Bevölkerung dieses Riesenreiches sind Bauern — das Volk des flachen Landes repräsentiert.

Hut ab vor ihnen, Hut ab vor dem Kuli, Hut ab vor dem schwer arbeitenden chinesischen Volke!

1 Fusstritt = 10 Cents

Ein Grünhorn muss sich auf Schritt und Tritt Belehrungen gefallen lassen. Wer um zwei Wochen länger in China ist, gibt sich einem als alter Ostasiate und verzapft an einen mit huldvoller Überlegenheit die köstlichsten Axiome, die ihm tagsvorher ein Anderer versetzte, der um noch zwei Wochen früher hier ans Land gekommen ist.

Einer der landläufigen Ratschläge lautet ungefähr so : Wenn Sie eine gute Meile in der Rikscha gefahren sind, zahlen Sie dem Kuli nicht mehr als 10 Cents und wenn er darauf behaupten sollte, dass ihm nach dem Tarif 20 Cents gebühren, so versetzen Sie ihm einfach einen tüchtigen Fusstritt. Damit sei die Angelegenheit ritterlich erledigt, der Kuli sei eben gewöhnt, die Währungseinheit 1 Fusstritt = 10 Cents in Zahlung zu nehmen.

Will man nicht wegen Humanitätsduselei verhöhnt oder gar des Verrates an den Belangen westlicher Überlegenheit beschuldigt werden, tut man gut, das aufkommende peinliche Gefühl hinunterzuwürgen und diesen Kodex der Fusstritte ohne Einwände anzuhören. Man tröste sich damit, dass Ansichten solcher Art nicht eben von den wirklich Wissenden und wirklich Erfahrenen ausgehen. Es vereinigt sich in solcher huliganhafter Kraftmeierei der sture Dünkel eines gedankenlosen weissen Schiffheizers, dem Rassenwahn eingeflösst hat, sich über jeden Exoten, selbst den kultiviertesten, masthoch überlegen zu fühlen, mit dem schäbigen Geiz eines engherzigen Spiessers, den jede Formel, die ihm einen Batzen zu ersparen rät, als frohe Botschaft beglückt.

Mit diesen farbigen Kerlen muss man Fraktur reden, man verdirbt sie bloss, wenn man sie mit Sammetpfötchen anfasst, so was hört man in allen Erdteilen, und darüber, wo das notwendige sichere Zugreifen aufhört und die Brutalität beginnt, ist viel gesprochen und geschrieben worden. Man denke z.B. an das Aufsehen, das seinerzeit Multatuli mit seinen Schilderungen aus Niederländisch-Indien erregt hat und an die Verfolgungen, denen er ob seiner Enthüllungen ausgesetzt war. Als vor einigen Jahren André Gide, eine der auch in ethischer Hinsicht am hellsten leuchtenden dichterischen Erscheinungen unseres Jahrhunderts, eine Reise durch Französisch-Äquatorialafrika unternahm, hatte er oft Meinungsverschiedenheiten mit ständig dort lebenden Europäern, Privaten und Beamten, Zivilpersonen und Militärs zu bestehen. Gide konnte nicht von seiner Überzeugung abgebracht werden, dass man auch mit menschenwürdiger Behandlung, auch ohne Peitsche, mit den Eingeborenen auskommen könne.

In China stellt sich das Problem viel komplizierter dar. Chinesen sind weder primitive Wilde, die sich noch gar nichts, noch Halbwilde, die sich nur einiges Oberflächliche von der europäischen Zivilisation angeeignet haben. Wenn der Weisse den Wilden nicht versteht, so ist es, weil er sich in die Primitivität seines Denkens nicht hineinversetzen kann. Was jedoch den Chinesen anbelangt, so müsste es besser heissen, dass wir grade dem Reichtum, der Verwickeltheit seines Denkens nicht gewachsen sind. Thomas Mann hat in seiner berühmten Rede, die er in Amerika über die Zukunft der Demokratien gehalten hat, u.a. darüber gesprochen, wie Terror den Menschen verdirbt, wie der geschändete Mensch die Gewalt, die ihn überwältigt, schliesslich selbst anbetet. Nein, diese durch Jahrtausende hochgezüchtete chinesische Vernunft versagt nicht so rasch, sie ist nicht so leicht dazu zu bringen, den Fuss, der ihr Tritte versetzt, zu bewundern.

Freiheit ist ein seelisches Gut; wer ihr hörig ist, empfindet schwerer als jedes zugefügte äussere Leid, die Beleidigung. Gesslerhüte geben erst den Geknechteten den rechten Mut.

Das chinesische Volk hat bereits einmal in fürchterlicher Weise " das Gesicht verloren." Die demütigende Sühne, die China wegen des Boxeraufstandes auferlegt wurde, hat dann dazu geführt, dass der Jahrtausende alte Kaiserthron wie ein ekliges Spinngewebe weggefegt wurde. In seinem Inneren ist der Chinese nahezu unbesiegbar. Den Knüppel, der auf sein Haupt niedersaust, anzubeten, dies hat er von anderen Völkern noch nicht gelernt und diese Widerstandskraft seiner Intelligenz ist seine innere Siegfriedlinie.

Ein Fusstritt mag zunächst für 10 Cents in Zahlung genommen werden, und wer diesen Zwangskurs durchsetzt, mag sich vorläufig säuisch wohl darüber fühlen. Wer mag aber versichern, dass sich nicht dann auf einem späteren Kontoblatt horrende Kursdifferenzen ergeben, die ausgetragen werden müssen.

Bedrohte Rattenherrlichkeit

Gott in Frankreich hatte es herrlich und die Ratten in China. Im Frühjahr weist der Kalender des alten chinesischen Mondjahres, der zwar amtlich abgeschafft ist, aber gleichsam als Zeittafel der Volksbräuche noch weiter in Kraft geblieben ist, sogar einen eigenen Rattenfeiertag auf. Er heisst "Flattern der Ratten" oder "Hochzeit der Ratten". An diesem Tage, einige Wochen nach dem geräuschvollen Neujahrsfeste, das jetzt amtlich Frühjahrsfest heisst, am Hochzeitstage der Ratten, gehen, oder gingen früher, die Chinesen früh schlafen, aus Angst, die Ratten zu stören, die sich dann rächen und in diesem Jahre die Pest in das Haus bringen könnten.

Die merkwürdige Legende, die sich an diesen Feiertag knüpft, die seine Entstehung erklären will, wird von Bredon und Mitrofanow in ihrem aufschlussreichen Buche über die chinesischen Feiertage wiedergegeben. Es hatte vor fünfhundert Jahren eine schlaue Ratte in einer Höhle irgendwo in dem nördlichen Hügelgelände gelebt. Teils aus Liebe zur Einsamkeit, teils um der Sommerhitze zu entgehen, schuf sie sich ein Heim in einem Felsen, wo sie sich nach einiger Zeit irgendwie in ein menschliches Weib verwandelte. Einsamkeit mag angemessen sein für Ratten, ist aber unerträglich für Weiber. Als nun eines Tages arme Köhler ihre Hütten am Hügelabhang, nahe zu jener Höhle, bauten, ging die Frau, die früher eine Ratte war, hin und klopfte an die Tür. Der Köhler, der zu Hause geblieben war, um eine Knödelmahlzeit für seine Genossen zu bereiten, war höchst erstaunt, an diesem einsamen Orte eine Frau zu erblicken. Aber als sie sich erbötig machte, an seinerstatt zu kochen, erlaubte er, wie es halt einem Manne ähnlich sieht, ihr gerne, das Abendessen zu bereiten, und rauchte dann in Musse seine Pfeife. Wie er ihr da zusah, bemerkte er plötzlich Krallenspuren auf dem weichen Teig. Er schaute sich die Hände der Frau besser an und erkannte zu seinem Schrecken, dass sie an ihren Fingern Rattenkrallen hatte. Diese Fremde, sagte er sich, muss eine Hexe sein. Kurz entschlossen ergriff er ein grosses Küchenmesser und hackte mit einem Hieb die Hände der Frau ab, worauf sie augenbicklich verschwand. Später fand er, mit seinen Genossen die blutige Spur zur Höhle verfolgend, weder eine Ratte, noch ein Weib. O weh, rief er aus, sie muss unsterblich gewesen sein! Und sie gingen voller Bange nach Hause in ihr Heimatsdorf und erzählten den Vorfall ihren Frauen. Die Vergeltung fürchtend bereiteten die Frauen sofort Speiseopfer für die Ratten und seither tun jedes Jahr an diesem Tage ihre Töchter und ihre Enkelinnen und ihre Ur- und Ururenkelinnen das Gleiche zum Gedächtnis jener sonderbaren Frau.

Auf diese Weise hoffen sie, die freundlicheren und gutmütigeren Mitglieder der Species der Ratten dafür zu gewinnen, dass sie sie gegen die unheilvollen Ratten verteidigen und die lezteren überreden, ihre Raubzüge auf die Grundstücke der Nachbarn zu verlegen.

Wenn man irgendein heutiges Nachschlagewerk über Chinas Einrichtungen zur Hand nimmt, findet man nichts darin über die alten Feiertage, nichts über die alljährliche Bestechung der Ratten und das Buhlen um ihre wohlwollende Gunst. Hingegen finden wir in solchen Werken genau berichtet, was die Behörden gegen die Rattenplage unternehmen. Nicht nur Waren und Lebensmittel vernichten die Ratten, sie sind auch die Verbreiter entsetzlicher Seuchen. Besonders in den Hafenstädten ist die Gefahr, dass Ratten von ankommenden Schiffen die Keime der Pest hereinschleppen, ungeheuer gross. Eigentlich sind nicht die Ratten selbst die Verbreiter der Pest, sondern die an ihnen parasitierenden Flöhe. In Shanghai hat die Gesundheitsbehörde im Jahre 1935 nach Angaben von Dr. Cecil Robertson 15,819 Rattenflöhe untersucht und gefunden, dass von ihnen 12,119, d.h. 75,22% zur Species der leptopsylla musculi gehörten, dass die nächsthäufige Species, die des ceratophyllus anisus, eines Springflohes, mit 17,6% vertreten ist, während die bloss in den Sommermonaten auftretende xenopsylla cheopis nur je 6-mal unter je 100 Rattenflöhen vorkommt. Auf beiden Ufern des Whangpoo ist in den Werften und Lagerhäusern ein richtiger Krieg gegen die Ratten entfacht worden und auch ins Innere der Stadt ist nach verschiedenen Richtungen vorgestossen worden. Die militärischen Vorgänge seit 1937 haben allerdings auch durch die Rechnung der sanitären Massnahmen einen Strich gezogen und der Kampf gegen die Ratten hat manche Hemmung erfahren.

Aber der Krieg gegen die Ratten in China ist nun einmal erklärt und er ist nicht aufgegeben, auch wenn er zeitweilen weniger intensiv geführt wird. Überall in Innern Chinas haben die Provinzialverwaltungen Gesundheitsabteilungen, die Seuchen vorzubeugen haben und die gut wissen, dass sie die Ratten als die Todfeinde der Bevölkerung anzusehen haben.

Und so ist der grosse Unterschied zwischen dem alten und dem neuen China gleichsam aus der Rattenperspektive zu erkennen.

Früher fürchtete der Chinese seinen Feind und er trachtete, ihn sich günstig zu stimmen. Er ging früh schlafen, um den Widersacher, der ihm die Lebensmittel wegfrass und Krankheiten brachte, nicht zu stören, und legte ihm Leckerbissen hin, um sich seine Gunst zu erhalten. Schon Schopenhauer bemerkte gelegentlich in seinen Parerga und Paralipomena, dass China es büssen muss, dass es die Künste des Friedens allein und nicht auch die des Krieges kultiviert hat. Den Todfeind nicht zu bekämpfen, sondern ihn zu bestechen suchen, das war echt altchinesische Mentalität. Das waren herrliche Zeiten für ausbeuterische Wucherer und Bodenverpachter, für Hofschranzen, habgierige Priester und erpresserische Provinzbeamten. Das war überhaupt eine gute Zeit für die Feinde des chinesischen Volkes.

Heute verkriecht sich der Chinese nicht mehr in sein Bett, damit die Ratten ungestört ihre Hochzeitsnacht feiern können, sondern geht mit Rattengift vor. Die ihn berauben und sein Leben bedrohen, die will er nicht mehr bestechen, befreien will er sich von ihnen.

A. J. Storfer

DIE MITARBEIT DER CHINESISCHEN FRAU

Von Dr. Feng Shan Ho

Anfangs vorigen Jahres veröffentlichte Dr. Feng Shan Ho — er war damals erster Legationssekretär an der kurz nachher aufgelassenen chinesischen Gesandtschaft in Wien — im Verlag Michael Winkler, Wien eine Broschüre "China verteidigt sich." Der Abschnitt über die chinesischen Frauen, den wir hier wiedergeben, wird umsomehr interessieren, als die Bedeutung der Frau für das öffentliche Leben Chinas selbst in der überaus kurzen Zeitspanne, die seit der Niederschrift jenes Abschnitts verstrichen ist, sich sichtlich noch weiter erhöht hat.

In einem der zahlreichen "Märchen," die der Europäer über Chinas Bewohner erzählt, wird unter anderem auch viel von der Unterdrückung der Frau im Fernen Osten berichtet. Nun kann man aber niemals eine lebendige Fortentwicklung gesellschaftlicher Zustände in die starre Formel eines allgemeinen Urteils pressen. Die Stellung der Frau unterlag naturgemäss im Wechsel der Zeiten, der kulturellen und materiellen Verhältnisse vielen Schwankungen.

Es gab Perioden schon im chinesischen Altertum und Mittelalter, in denen viele Frauen in der Politik, in sozialer und künstlerischer Hinsicht Hervorragendes leisteten. Sie überflügelten an Können und Fähigkeiten manche Männer und waren geehrt und geachtet, so dass man sie den heranwachsenden Mädchen als Vorbild hinstellte.



Madame Chiang Kai-shek, die Leiterin der Reformbewegung "Neues Leben" unterrichtet im Freien

Die Frauen hatten dasselbe Anrecht auf alle Bildungsmöglichkeiten wie die Männer und auch ihre gesellschaftliche Stellung war ziemlich frei. Unter der Han-Dynastie, 206 v.Chr. bis 221 n. Chr., fanden Ehescheidungen auch auf Veranlassung der Frauen statt. Die Geschiedene genoss das gleiche Ansehen wie die Ehefrau und auch die Witwe konnte sich wieder vermählen. So heiratete die Mutter der Kaiserin Wan ein zweitesmal und erhielt sogar einen dritten Antrag.

Die Frau lebte in dieser Zeit als die freie, geachtete Gefährtin des Mannes, bis eine fremde Philosophie, die aus Indien kam, das gesellschaftliche Bild veränderte. Die von dieser Philosophie verkündete starre Jenseitseinstellung richtete sich naturgemäss auch gegen die bescheidenste Frauenemanzipation. Es begann die Periode der "Unterdrückung der Frau." Unter sechs Dynastien, 255 bis 588 n. Chr., dauerten diese Zustände an. Nur wenn manchesmal gerade der jeweilige Hof eine Stellung gegen den Buddhismus einnahm, verbesserte sich vorübergehend die Stellung der Frau. Aber unter den fortgesetzten Einflüssen des Neokonfuzianismus, des Buddhismus und des Pseudo-Taoismus verminderten sich die Rechte der Frau immer mehr. Man verlangte vom Weib die strengste Treue nicht nur zu Lebzeiten, sondern auch nach dem Tode des Gatten! Eine Wiedervermählung der Witwe galt als anstössig und schandhaft, insbesondere wenn die Frau aus gebildeten Kreisen oder, wie man in China sagt, aus einer "Familie mit Bücherduft" stammte. Witwen, die sich nicht mehr verehelichten, wurden hochgeehrt. Auch die Scheidung war zwar gesetzlich nicht gerade verboten, aber zog in der Praxis soziale Ächtung nach sich. Gewöhnlich wurden Scheidungen vor den Magistrat gebracht und dieser musste erst einen Vergleich versuchen. Als weitere Folge der fremden Einflüsse entstand auch eine Ungleichheit in den Bildungsmöglichkeiten. Man schätzte im allgemeinen eine gebildete Frau nicht übertrieben hoch ein; denn man glaubte, je mehr sich eine Frau Bildung angeeignet hätte, desto mehr würde sie mit ihrem Leben unzufrieden sein. Deshalb wurde eine Frau, die viele Schulen besucht hatte, von ihrer Umgebung als Unglück angesehen, da ihre Bildung doch vollkommen nutzlos war; denn Bildung galt nur für Anwärter des öffentlichen Dienstes als notwendig, von dem ja die Frauen ausgeschlossen waren. Jedoch trotz dieser offensichtlichen Ungerechtigkeiten war die Stellung der Frau nicht so schlecht, wie man wohl annehmen müsste. Im alten China teilte man genau das Betätigungsfeld der einzelnen Familienmitglieder ab. Der Mann musste im Leben stehen, um den Unterhalt zu verdienen, die Frau hatte die Verantwortung für die häuslichen Angelegenheiten. So ist die in China gebräuchliche Redensart auszulegen, wenn der Gatte als der äussere Mensch und die Frau als der innere Mensch bezeichnet wird. Die Autorität der Mutter und Schwiegermutter in China ist genügend bekannt. Und so darf man wohl behaupten, dass trotz der "offiziellen Unterdrückung" es in China mehr Pantoffelhelden als in jedem anderen Lande gab und vielleicht noch gibt. Durch Liebe, Schönheit, geistige Anlagen, sowie die Unmöglichkeit einer Scheidung errang sich die Frau oft eine grosse Macht. Man möge die Tatsache zur Kenntnis nehmen, dass es unter der Tschin-Dynastie mehr als tausend Frauen gab, die grossen Ruf in Literatur, Musik und Malerei besassen!





Mme. Chiang verteilt Reis in einem Jugendlager
Darunter: Pflegerinnen im Felde



Mit dem Bekanntwerden der neuen Ideen des Westens veränderte sich auch die Machtsphäre der Frauen. Am Ende der Regierungszeit der Tschin-Dynastie wurden schon, natürlich mit grossen Schwierigkeiten, Frauenschulen errichtet, aber grundlegend veränderte sich die Lage der Frau erst durch die Gründung der Republik im Jahre 1911. Damit setzt eine neue Epoche für die Entwicklung der chinesischen Frau ein! Die Gleichberechtigung wurde in jeder Hinsicht durchgeführt. Im Jahre 1916 lehnte man in der sogenannten Renaissance-Bewegung auch die Witwenkeuschheit ab. 1919 entstand eine politische Studentenbewegung, an der sich, zum ersten Male in öffentlichen Angelegenheiten, auch Frauen beteiligten! Bald nachher durften die Frauen auch an den Universitäten inskribieren, und damit bekamen sie auch das Recht, an der freien Forschung mitzuwirken.

Die nationale Revolution 1926/27, aus der die heutige Regierung hervorging, war nur möglich durch das vereinigte Zusammenwirken der Männer und der Frauen Chinas unter der Führung Chiang Kai-sheks. In der Gegenwart arbeiten in vielen Büros, ja sogar auch in öffentlichen Ämtern, die Frauen als wertvolle Mitarbeiterinnen der Männer. Aber sie leisten nicht nur Hilfsdienste, sondern haben oft eine führende Stellung in der Öffentlichkeit inne. Es seien hier erwähnt Madame Chiang Kai-shek, Madame Sun Yat-sen, Madame Shao Yuan-chung, Miss Beel Yi-shu und so weiter.

In ganz China wird jetzt Frauenarbeit hoch gewertet. Man vertraut sich berühmten Anwältinnen und Ärztinnen an, auch in politischer Hinsicht hat die chinesische Frau manche Fortschritte gemacht. Als Hauptgebiete sind der berufstätigen Frau der Unterricht an Volksschulen und der Hilfsdienst in der sozialen Fürsorge zugewiesen.

Neuerdings werden auch die Mittelschülerinnen und Studentinnen militärisch ausgebildet, es gibt viele weibliche Polizisten und auch im Sanitätswesen hat die Frau eine grosse Bedeutung errungen. Am meisten fällt aber wohl der Umstand ins Auge, dass die chinesische Frau auch am Kriege aktiv teilnimmt. Es gibt auch geschickte Kampffliegerinnen, von denen sich in den letzten Kämpfen schon manche ausgezeichnet hat. Aber auch bei der Infanterie und der Artillerie dienen Frauen als Freiwillige.

Natürlich hat diese veränderte Stellung der Frau auch auf den Rechtskodex Einfluss genommen. 1928 hat die nationale Regierung die gleiche Erbberechtigung der Frau wie dem Manne zuerteilt und auch die Gesetze bezüglich Trennung und Scheidung wurden wesentlich geändert. Eine Ehe kann als ungültig erklärt werden, wenn beide Teile einverstanden sind, wenn die Frau schlecht behandelt wird oder wenn Gatte oder Gattin eine neue seelische Bindung eingegangen sind. Einer der neuesten Gesetzentwürfe beantragte auch körperliche und geistige Krankheit als stichhaltigen Grund anzusehen, das Eheband aufzulösen. Vermögen müssen beide Teile in der Ehe zusammenlegen, aber weder Gatte noch Gattin haben ohne Zustimmung des anderen Teiles das volle Verfügungsrecht.

Man kann behaupten, dass in mancher Hinsicht die Stellung der Chinesin die ihrer europäischen Mitschwestern beinache übertrifft. Durch diese Reformen ist die chinesische Frau aus ihrer früheren Passivität zur vollen Aktivität erweckt worden und dadurch nicht nur ein wertvoller Faktor für den kulturellen Aufbau Chinas, sondern auch ein höchst wichtiges Element der nationalen Verteidigung geworden. Das zeigt sich in bewunderungswürdiger Weise schon im gegenwärtigen Krieg.

Zukunftsland Yunnan

Kann Suedwestchina mitteleuropaeischen Auswanderern Moeglichkeiten bieten?

Von Dr. Bruno Kroker

Kurz nachdem die Japaner die unweit der Südküste Chinas liegende Insel Hainan besetzten, verlautbarte es aus Kreisen der chinesischen Regierung, dass sie vorher in Erwägung gezogen hatte, die überaus reiche, dennoch nicht übermässig bevölkerte Insel mitteleuropäischen Auswanderern als Siedlungsgebiet und als wirtschaftliches Betätigungsfeld anzubieten. Der Uebergang der Insel in japanische Hände machte es natürlich der chinesischen Regierung praktisch unmöglich, an die Verwirklichung dieses Planes zu schreiten. Gleichsam an seiner Stelle ist, ebenfalls in Chungking, am derzeitigen Sitz der chinesischen Zentralregierung, der Plan aufgetaucht, einem Teil der immer zahlreicher nach Ostasien drängenden mitteleuropäischen Auswanderer, Möglichkeiten zur Teilnahme an dem in Aussicht genommenen wirtschaftlichen Ausbau der Südwestprovinzen zu bieten. Wir hoffen, uns in dieser Zeitschrift mit dieser Angelegenheit, die vorläufig noch nicht über die ersten Anfänge des Ideenaustausches gediehen ist, noch eingehender beschäftigen zu können. Heute geben wir einem guten Kenner Südwestchinas das Wort zu einer allgemeinen Information über die hauptsächlich in Frage kommende Provinz Yunnan, die vielleicht für manchen Mitteleuropäer — das Zukunftsland sein wird.

Von den chinesischen Provinzen, die noch von der chinesischen Zentralregierung abhängen, sind drei als Rückgrat des chinesischen Widerstandes gegen die japanische Aggression augenblicklich von ganz besonderer Bedeutung. Diese drei Provinzen sind Kwangsi, Yunnan und Szechuan. K w a n g s i ist im Augenblick von militärischer Bedeutung. S z e c h u a n ist die grösste, am dichtesten bevölkerte und die reichste der drei Provinzen, und beherbergt seit letztem Jahr, seit dem Fall von Hankau, die Nationalregierung. Y u n n a n aber ist bei weitem die bedeutendste Provinz, weil sie das Zentrum der Kommunikationen zwischen dem Inneren Chinas und dem Auslande darstellt.

Yunnan war bis vor kurzem noch eine ganz unbekannte und wenig entwickelte Provinz des chinesischen Reiches. Sehr wenige Reisende kamen nach Yunnan, wo nur ein paar ausländische, darunter auch deutsche Missionen wirken. Die Provinz ist jedoch von geschichtlichem Interesse, denn wie es auch im Falle vieler anderer chinesischer Provinzen und ihrer Gebräuche und Sitten ist, so auch hier: der erste Europäer, der über Yunnan berichtete, war Marco Polo, der auch Yunnan besuchte und dann über die dieser Provinz eigentümlichen, aus Bambusstricken hergestellten Hängebrücken berichtete.

Yunnan grenzt im Norden an die Provinz von Szechuan, im Nordosten und Südosten an die Kweichow- und Kwangsi-Provinzen, im Süden an Französisch Indo-China und im Westen an Burma. Die Bevölkerung ist 12 Millionen stark und das Gesamtgebiet beträgt 320,051 Quadratkilometer; genau so gross wie Japan (obschon es nur ein Achtel seiner Bevölkerung hat), oder anders ausgedrückt viermal so gross wie Oesterreich (obschon es nicht einmal doppelt so stark bevölkert ist). Die Provinzhauptstadt ist Y u n n a n f u, wird aber jetzt offiziell K u n m i n g genannt. Die Chinesen haben eine eigentümliche Angewohnheit, die Namen der Städte zu ändern, sobald eine Regierung wechselt, wie auch im Falle von Peiping oder Peking. Yunnanfu ist der Name, der in allen europäischen Büchern die Hauptstadt Yunnans bezeichnet. "Fu" heisst einfach übersetzt: Sitz der Regierung, in diesem Falle Provinzialregierung, so dass "Yunnanfu" anzeigt, dass die Stadt der Sitz der Regierung der Provinz Yunnan ist.

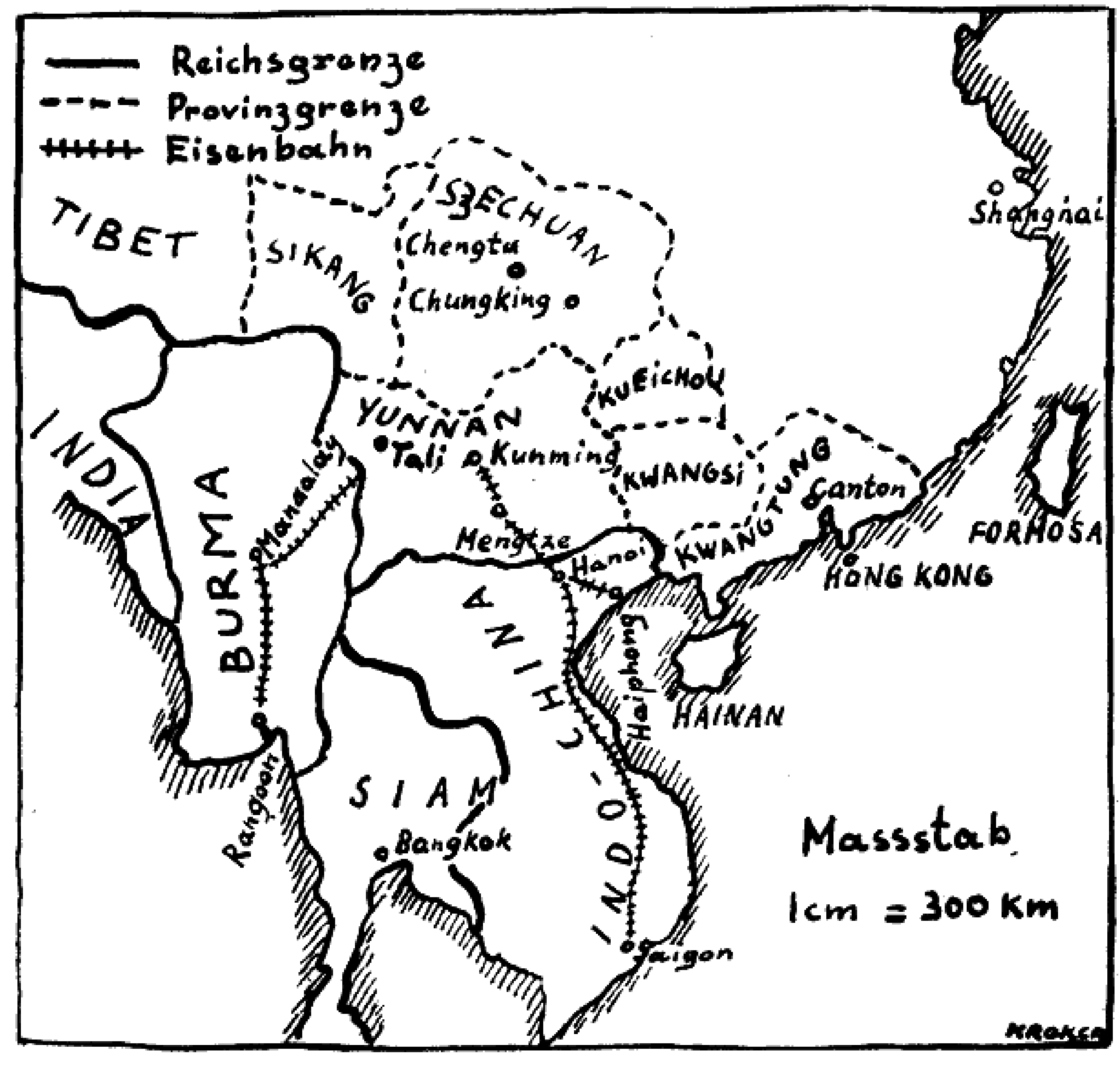
Das K l i m a in dieser sogenannten "Pufferprovinz" ist äusserst tropisch, aber nicht unangenehm, abgesehen von der dreimonatigen Regenzeit, die jährlich Ende Juni einsetzt und erst Anfangs Oktober aufhört. Bevor die Bemühungen der M a l a r i a kommission des Völkerbundes, sich mit der chinesischen Regierung in Verbindung zu setzen, zu einem Ergebnis führten, war Yunnan eine überaus gefährliche Malariagegend. Seitdem jedoch hat die Nationalregierung ihr Aeusserstes getan und wirbt energisch bei der Bevölkerung für die Bekämpfung dieses Uebels.

Wie es nur natürlich ist in diesem Teil des Landes, das nur seit dem Beginn des gegenwärtigen Krieges aus dem jahrhundertelangen Schlaf aufgerüttelt wurde, ist die Bevölkerung sehr unwissend und weist viele Analphabeten auf. Das liegt unter Anderem auch daran, dass ein grosser Teil der Bevölkerung aus w i l d e n S t ä m m e n (Lolo, Shan, Miao u.a.) besteht, die meistens an den Grenzen im Süden und Südwesten der Provinz hausen und sich erst kürzlich der Nationalregierung unterwarfen. Viele dieser Stämme sind überhaupt noch nicht von Rassenforschern klassifiziert und ihre Sprache in vielen Fällen noch nicht erforscht worden. Den 8½ Millionen Angehörigen der wilden Stämme stehen in dieser Provinz weniger als 3 Millionen Chinesen gegenüber.

Viele der dortigen Chinesen unterscheiden sich von den Primitiven nur durch die Sprache und die chinesische Lebensweise. Obgleich die Chinesen etwas auf die Eingeborenen heruntersehen, heiraten doch chinesische Männer eingeborene Frauen. Die Kinder derartiger M i s c h e h e n werden natürlich Chinesen in Sprache und Sitten, trotzdem sind viele unter ihnen zweisprachig. In den Gegenden, wo grosse chinesische Einwanderung besteht, haben viele Eingeborene die chinesische Lebensweise angenommen. Die wenigen bestehenden Schulen sind chinesisch und ignorieren die eingeborene Kultur und Überlieferung. Die chinesische Sprache ist die amtliche Sprache und ist unerlässlich für jeden, der vorwärtskommen will. Die Eingeborenen, die die chinesische Kultur und Sprache annehmen, stossen auf wenige Rassenschranken. Das alte Prinzip des Konfuzius, dass ein "Barbar," der sich dem chinesischen Gemeinwesen anschliesst, als ein Chinese behandelt werden soll, wird im allgemeinen durchgeführt. Und eine bedeutende Anzahl von Einwohnern, die in Yunnan als Chinesen gelten, sind entweder Halbchinesen oder ganz einfach Eingeborene, die chinesische Lebensart angenommen haben. In vielen Punkten bieten die physischen und kulturellen Charakteristiken der vielen, verschiedenen Völker an der südlichen und südwestlichen Grenze Yunnans ein sehr reiches und beinahe unerschöpfliches Gebiet für den Rassenforscher.

Die w i r t s c h a f t l i c h e n Produkte der Provinz waren bis vor dem Kriege nicht bedeutend, da Chinas Oekonomie sich in der Hauptsache zum Schaden des Hinterlandes auf die wenigen Küstenorte und Vertragshäfen beschränkte. Europäische Interessen waren — von einigen Ausnahmen abgesehen — so gut wie garnicht vertreten. Wie bereits erwähnt, dieser Teil der Welt ist Europäern so gut wie unbekannt, wenn man die wenigen unternehmungslustigen und abenteuerlichen Reisenden wie Marco Polo und gewisse vereinzelte Forscher des neunzehnten Jahrhunderts ausnimmt. Sogar als der Krieg zwischen China und Japan ausbrach, liess sich das schläfrige Yunnan noch nicht träumen, dass es noch einmal Chinas bedeutendste Provinz und vielleicht entscheidendster Besitz sein werde.

Die japanische Blockade der chinesischen Küste änderte diesen Zustand. Man entdeckte dann plötzlich, dass der Boden der



Provinz ausserordentlich reich an M i n e r a l i e n ist, und Yunnan wurde dadurch nicht nur das wichtigste Verbindungsglied mit der Aussenwelt, sondern auch Chinas zukünftige Mineralienversorgungsquelle.

Die Provinz besteht aus Hochland von 2,000 — 3,000 Meter über dem Meeresspiegel, das reich an Mineralschätzen ist. Mit dem Anfang des achtzehnten Monats des chinesisch-japanischen Krieges und mit der Verschiebung der Fronten in das Innere des Landes, ist Yunnans Bedeutung im wirtschaftlichen, besonders i n d u s t r i e l l e n Leben des Landes unabsehbar geworden. Die Nationale Versorgungskommission des Wirtschaftsministeriums, zusammen mit der Nationalen Geologischen Untersuchungskommission und der Provinzialregierung, ist jetzt im Begriff, die Abbaumöglichkeiten der verschiedenen Erze zu untersuchen. Eine Reihe von Regierungs- und privaten Konzernen, einschliesslich der mit 50 Millionen Dollar Kapital arbeitenden Overseas Chinese Industrial Company in Kunming, haben sich bereits zur Verfügung gestellt, um den Abbau der Erze zu finanzieren und die Industrie zu modernisieren.

Z i n n, Yunnans führendes Mineral, wird in dem Distrikt von Kochiu-Mengtze produziert, direkt an der Kunming-Haiphong-Eisenbahn, die Yunnan mit Französisch Indo-China verbindet. Das Cassiterite erhält man in Yunnan durch Abbau von der Oberfläche und zahlreiche einheimische Bergwerke fördern es auch. Die 8,000 Tonnen Zinn im Werte von $25,000,000, die Yunnan jährlich liefert, stellen beinahe 95% der Gesamtproduktion Chinas dar. Eine moderne Zinnschmelzerei wurde im Jahre 1932 in Kochiu aufgestellt mit einer Produktionskapazität von etwa 800 Tonnen jährlich. Es wird jetzt geplant, die Fabrik zu vergrössern, um Zinn für die einheimischen Werke auf einer wissenschaftlichen Basis zu verfeinern.

Yunnans reicher K u p f e r schatz ist über 80 Landschaften verteilt und der nordöstliche Teil der Provinz ist der Mittelpunkt der Kupfergewinnung. Die Geschichte der Kupferproduktion in Yunnan ist sehr alt. Kupfer aus Yunnan wurde zum Prägen von Geldstücken schon im Jahre 618-907 n.Chr. während der Tang-Dynastie gebraucht. Die Produktionsziffer von über 400 Tonnen im letzten Jahr ist mehr als doppelt so gross als die vor acht Jahren und die Industrie hat noch viel grössere Entwicklungsmöglichkeiten.

Der K o h l e n bestand der Provinz wird auf ungefähr 1,627,000,000 Tonnen geschätzt (darunter 11,000,000 Tonnen Anthrazit und 131,000,000 Tonnen Lignit) und ist über die ganze Provinz verbreitet, mit Kunming und seiner Umgebung als Zentrum. Im Jahre 1937 wurden 210,000 Tonnen abgebaut gegenüber von 113,000 Tonnen im Jahre 1932. Ausser dem lokalen Bedarf versorgen die Yunnan-Kohlenbergwerke auch die Kunming-Haiphong-Eisenbahn und sie exportieren auch nach Französisch Indo-China.

Auch E i s e n e r z kommt in Yunnan reichlich vor, die nordwestlichen Landschaften sind die wichtigsten Förderungsgebiete. Jedoch ist die Qualität des Eisenerzes sehr minderwertig. Die jährliche Produktion, beinahe alles mit ganz primitiven Methoden, bewegt sich zwischen 1,000 und 3,000 Tonnen.

B l e i und Z i n k beschränken sich auf den nordöstlichen Teil der Provinz, dort sind Hueicheh und Chiaochia die hauptsächlichen Produktionsgebiete. Die jährliche Produktion von Bleierz ist jetzt ungefähr 200 Tonnen mit 57-62% Metallgehalt. Das gewonnene Zinkerz beträgt im Jahre ungefähr 150 Tonnen mit 36-42% Metallgehalt.

Bis jetzt ist sehr wenig oder fast garnichts getan worden, um die G o l d förderung zu modernisieren. Man gewinnt einen Eindruck vom ungeweckten Goldreichtum dieser Dornröschenprovinz, wenn man die Tatsache vernimmt, dass die Bewohner der Ufer des "Goldsand"-Flusses und des Mekong-Flusses jährlich ungefähr 1,000 Unzen reines Alluvialgold waschen.

Yunnan versorgt seine 12 Millionen Einwohner auch mit S a l z. In drei Bezirken Mittelyunnans wird an 17 Stellen Salz gewonnen. Yunnans Salzproduktion betrug 959,000 piculs (etwa 5,800 Tonnen) im Jahre 1937 gegenüber von 493,200 piculs (etwa 3,000 Tonnen) im Jahre 1932. Die Regierung plant jetzt, Yunnans Salzproduktion zu vermehren und auszubauen, um die benachbarten Provinzen zu versorgen, da Chinas bisherige Salzquellen in den verschiedenen Küstenprovinzen fast alle von den Japanern besetzt sind.

Yunnan war bis vor kurzem in vielen Beziehungen eine der am wenigsten entwickelten Provinzen Chinas, aber heute ist die Provinz ein Land der P r o j e k t e und der Industrialisierung. Es ist keine Wahrscheinlichkeit, sondern eine Gewissheit, dass Volk und Regierung angesichts der Entwicklung, die der Krieg genommen hat, entschlossen sind, den Vorteil aus der Situation zu ziehen und die inneren Provinzen, so wie Yunnan, im höchsten Grade zu entwickeln und d i e g r o s s e n I n d u s t r i e n aus den Küstenstädten und Häfen i n d a s I n n e r e z u v e r l e g e n. Viele europäische und amerikanische Firmen haben angesichts dieser Lage Filialen in Kunming aufgemacht und der ausländische Handel mit China geht jetzt meistens nur durch Yunnan.

Einen besonderen Anstoss erhielt der europäische Handel mit China durch die Vollendung der C h a u s s e e, die Kunming, Yunnans Hauptstadt, mit Burma und dem Hafen Rangoon verbindet. An dieser Verbindungsstrasse arbeiten heute 170,000 chinesische Arbeiter. Diese Verkehrshauptader wurde schon seit vielen Jahren von den Engländern propagiert, denen die Steigerung des Handelsverkehrs zwischen China und Burma am Herzen liegt. Wenn die Eisenbahn fertig ist, wird es möglich sein, Maschinen einzuführen in die Westprovinzen und an andere Plätze, die bisher für schwere Frachten fast ganz unerschlossen waren. Für Ingenieure werden besonders die unglaublichen Hindernisse, mit denen der Eisenbahnbau vor sich geht, von Interesse sein. Diese Hindernisse sind ganz gewaltig. Der Bau der Canadian Pacific Railway über die Rocky Mountains war eine viel leichtere Aufgabe.

Im Jahre 1865 erkannte ein englischer Missionar, der viele Jahre in China verbrachte, dass das Notwendigste, das das Land brauchte, Verkehrswege waren, Eisenbahnen und der Ersatz der Menschenkraft durch Maschinen. "China," schrieb er damals," h a t d i e W a h l z w i s c h e n D a m p f u n d A n a r c h i e." Dass die Einführung der Dampfkraft sich so lange verzögerte, kann man tatsächlich der Anarchie zuschreiben, die in den auf den Ausspruch folgenden fünfzig Jahren in vielen Teilen Chinas herrschte. Es ist unmöglich, den Umfang des menschlichen Leides und den Verlust an Menschenleben abzuschätzen, den die frühere chinesische Bureaukratie am Gewissen hat, deren Ohr gegenüber den europäischen Vorschlägen zur Einführung der Dampfkraft taub blieb. Glücklicherweise hat sich die Einstellung der chinesischen Staatsmänner vollkommen geändert, und Mechanisierung fordern jetzt alle Kreise der gebildeten Klasse.

C h u n g k i n g, in S z e c h u a n, eine der westlichen Provinzen, ist jetzt das Hauptquartier der chinesischen Regierung. Diese Provinz hat 71 Millionen Einwohner und ist sehr fruchtbar und reich an Mineralien. Sie grenzt an Tibet, und zwischen ihr und Burma liegt Yunnan. Die Absicht der chinesischen Regierung ist, so schnell als erreichbar, Verkehrsmöglichkeiten zwischen der Hauptstadt Yunnans, Kunming, und dem Hafen Rangoon zu schaffen. M o t o r f a h r z e u g e können dann Kunming mit Szechuan verbinden, und man beabsichtigt, die E i s e n b a h n später bis nach Szechuan zu verlängern. Man hofft damit eine Hauptverkehrsstrasse zu schaffen, auf der W a f f e n und andere Kriegsmaterialien den chinesischen Truppen aus dem Hafen Rangoon zugeführt werden können. Wie schon oben erwähnt wurde, hatte sich die chinesische Regierung gegen die englischen Vorschläge, eine Verkehrslinie zwischen Burma und China über die Yunnan-Provinz zu bauen, lange gesträubt. Jetzt hat es die japanische Invasion zustande gebracht, was der Rat vieler Spezialisten und häufige diplomatische Schritte der Engländer während eines Zeitraumes von 70 Jahren nie zu erreichen vermocht haben.

In der letzten Zeit gingen Verhandlungen mit der chinesischen Regierung vor sich, um m i t t e l e u r o p ä i s c h e A u s w a n d e r e r in den südwestlichen Provinzen anzusiedeln. Es ist schwer zu sagen, w e l c h e der Provinzen dafür in Frage käme. Es scheint jedoch, dass die Provinz Y u n n a n, mit ihren gewaltigen Mineralschätzen und wachsender Bedeutung als Verbindungsglied zwischen dem Inneren und der Aussenwelt, eine gute Zukunft bietet.

Chinesische Sprichwoerter

Wer wenig gesehen hat, wundert sich viel.

Wenn der Himmel regnen will oder deine Mutter sich wieder verheiraten will, da gibt es kein Mittel, sie daran zu hindern.

Drei Menschensorten hüte man sich zu beleidigen: Beamten, Kunden und Witwen.

Die Freundschaft eines Beamten ist dünn wie Papier.

Unter zehn Heiratsvermittlern gibt es neun Lügner.

Wenn du einkaufen gehst, zeige nicht dein Geld.

Einen Sohn aufziehen, ohne ihn lernen zu lassen, heisst einen Esel aufziehen, eine Tochter aufziehen, ohne sie lernen zu lassen, heisst eine Sau aufziehen.

Hässliche Ehefrauen und einfältige Dienstmädchen sind wahre Schätze.

Frage den Gast nicht erst, ob du für ihn ein Huhn schlachten sollst.

Borge Geld einem schlechten Schuldner und er wird dich hassen.

Wenn ein Armer sich mit einem Reichen verbündet, wird er bald keine Hosen mehr haben.

Selbst ein Bettler mag nicht über eine morsche Brücke gehen.

Wenn ein Blinder einen Blinden führt, werden beide ins Wasser fallen.

Der beste Weg, eine Strafe zu vermeiden, ist, sie zu fürchten.

Wenn du einen Mann verdächtigst, stelle ihn nicht an, wenn du einen Menschen angestellt hast, verdächtige ihn nicht.

Ein gutes Frühstück kann das Abendbrot nicht ersetzen.

Wenn du dein Mittagessen bekommen willst, beleidige nicht den Koch.

Bevor du einen Hund schlägst, erkundige dich, wem er gehört.

Eine Lampe an einen finstern Ort hängen ist verdienstvoller als eine siebenstöckige Pagode beleuchten.

Es ist wahrhaftig ein höherer Mensch, der einer Schachpartie schweigend zusehen kann.

TSINGTAU

In der letzten Zeit sind wiederholt Nachrichten in der europäischen Presse aufgetaucht, dass die deutsche Regierung die Absicht habe, Japan, das jetzt Nordchina besetzt hält, darum zu bitten, dass es die Stadt Tsingtau und das ganze Gebiet der Kiautschau-Bucht, das Deutschland in den Jahren 1897-1911 als Pachtgebiet im Besitz hatte, als Zeichen der japanisch-deutschen Freundschaft dem Reich übergebe.

Diese Nachrichten lenken die Aufmerksamkeit auf Tsingtau, das nach Shanghai die bedeutendste chinesische Hafenstadt ist. Sie liegt am 36. Breitegrad, auf der gleichen Höhe wie Tokyo, San Francisco, Gibraltar, Kreta, in der Luftlinie etwa 540 km nördlich von Shanghai, ebensoweit von Peking in südöstlicher Richtung. Wegen seines guten Klimas wird Tsingtau von vielen Shanghaiern zu Erholungszwecken aufgesucht, besonders im Sommer; der grosse Badestrand ist besonders beliebt.

Die Besetzung Tsingtaus durch Deutschland erfolgte 1897, nachdem die deutsche Regierung schon vorher ein gewisses Interesse für Nordchina bekundet hatte. Schon 1864 schrieb der berühmte deutsche Geolog und Geograph Freiherr v. Richthofen, dass für die deutsche Schiffahrt eine Basis an der Küste der Provinz Shantung erwünscht sei. In den Jahren 1896 und 1897 besuchten deutsche Schiffe die Kiautschau-Bucht, wo sie Tiefenmessungen vornahmen und sonstige Beobachtungen machten. Admiral v. Tirpitz, damals Befehlshaber des deutschen Fernostgeschwaders, verlangte von seiner Regierung, dass ein Fachmann im Hafenbau nach der Kiautschau-Bucht gesandt werde, um sie zu untersuchen. Die Reichsregierung entsandte darauf Georg Grazius, den Erbauer des Kieler Kanals nach China. Als er dort einlangte, war die Bucht bereits in deutschen Händen.

Am 1. November 1897 hatte eine etwa dreissigköpfige Räuberbande das Dorf Kaichwang in der Nähe von Yenchowfu überfallen, es geplündert und bei dieser Gelegenheit wurden einige Personen getötet. Unter diesen befanden sich die Missionäre Franz Nies und Richard Henle, Angehörige einer französischen römisch-katholischen Gesellschaft, die einige Jahre vorher aus Deutschland vertrieben worden war. Zehn Tage nach dem Mord dampften 4 Kreuzer unter Befehl des Admirals v. Diederichs von Shanghai ab. Am 13. November ging eine Gruppe von deutschen Marineoffizieren in der Kiautschau-Bucht an Land. Am nächsten Tage landete deutsche Marieninfanterie und ein Matrosendetachement, und alle strategischen Punkte wurden besetzt. Die Chinesen, keine Möglichkeit sehend, sich zur Wehr zu setzen, zogen sich zurück und so hatte Admiral v. Diederichs sich ohne Schuss in den Besitz der ganzen Bucht gesetzt.

Bereits am 20. November begannen die Verhandlungen mit der Pekinger Regierung. Zunächst gingen sie schleppend vor sich. Der Umstand, dass Kaiser Wilhelm eine drohende Rede hielt und ein Geschwader unter Kommando von Prinz Heinrich nach Ostasien entsandte, machte schliesslich Eindruck auf die chinesische Regierung. Am 6. März 1898 kam ein Vertrag zustande. In der Einleitung erklärt die Kaiserlich Chinesische Regierung, meisterhaft in der alten Kunst des Landes, das Gesicht zu wahren, dass sie "es für wünschenswert hält, für ihre dankbare Genugtuung über die Freundschaft, die Deutschland ihr gegenüber bekundet hat, einen besonderen Beweis zu liefern". Deutschland bekam für die Dauer von 99 Jahren die Kiautschau-Bucht, u. zw. einen Streifen von 100 Li (etwa 50 km.) von der Küste. Die deutsche Regierung erhielt das Recht, Hafenbauten und Befestigungen zu errichten und verfügte auch über die volle Rechtssprechung innerhalb des Pachtgebietes. Ausserdem bekamen deutsche Kapitalisten und Industrielle besondere Vorteile eingeräumt für das ganze Gebiet der grossen und reichen Shantung provinz.

Was Deutschland in den Jahren 1898 bis 1914 in Tsingtau geleistet hat, — dieses Fischerdorf erhob es zum Hauptort und zum Hafen des Kiautschaugebietes,—erkennt die ganze Welt an. Die natürlichen Vorzüge der Bucht ausnützend, schuf es in gut durchdachter und rascher Arbeit einen mustergültigen Handelshafen. Er wurde im März 1904 eröffnet, wenige Wochen nachher, am 1. Juni, wurde die Eisenbahn von Tsingtau nach Tsinan eröffnet, von wo nordwärts die Bahn nach Tientsin-Peking, südwärts nach Nanking-Shanghai führt. Der Eisenbahnbau brachte deutsches Militär, das die Arbeiten schützen sollte, auch über das Pachtgebiet hinaus in das Innere der Provinz Shantung. Ihre wirtschaftliche Durchdringung durch Deutschland machte rasche Fortschritte, besonders auf dem Gebiete des Bergwerkswesens. In Tsingtau selbst wurde eine lebhafte Bautätigkeit entfaltet, sowohl für militärische und administrative, als auch für wirtschaftliche Zwecke. Für die Teilnahme an der Niederwerfung des Boxeraufstandes und der Befreiung des Gesandtschaftsviertels in Peking war Tsingtau eine günstige Basis. Am 27. Juli 1900 hielt Kaiser Wilhelm, als er sich von dem nach Ostasien abdampfenden Geschwader verabschiedete, jene berühmte Rede, in der er den Truppen einschärfte, dass kein Pardon zu geben sei und keine Gefangenen zu machen seien. 7-8 Jahre nach dem Boxeraufstand begann das deutsche Regime in Kiautschau liberaler zu werden und die diplomatischen Beziehungen zur chinesischen Regierung wurden freundlicher. Tsingtau schien einer glänzenden und friedichen Zukunft entgegenzusehen.

Der Ausbruch des Weltkrieges bereitete der deutschen Herrschaft in Kiautschau ein jähes Ende. Japan erklärte sich zwar zunächst neutral, aber bereits am 15. August sandte es ein Ultimatum nach Berlin, auf das eine Antwort bis zum 23. August gefordert wurde. Deutschland antwortete überhaupt nicht, sondern der Kaiser sandte am Tage vor Ablauf des Ultimatums ein Telegramm an die Besatzung von Tsingtau, in dem er sie Gottes Schutz anempfahl. Am 26. August begann ein japanisches Geschwader unter Admiral Kato die Blockade des Hafens. Am 2. September landeten japanische Truppen in Lungkow, etwa 240 km nördlich von Tsingtau. Am 7. November mussten die Forts Moltke, Bismarck, Iltis die weisse Flagge hissen. Die Verteidiger hatten vom ersten Augenblick an eine aussichtslose Aufgabe und sie wussten es. Sie kämpften dennoch mit heldenhafter Verbissenheit, was Zeitgenossen und Nachwelt uneingeschränkt anerkennen müssen. Sämtliche deutsche Schiffe, einschliesslich des österreichisch-ungarischen Kreuzers "Kaiserin Elisabeth" fanden ihr Ende im Hafen von Tsingtau. Die japanische Flotte hatte einen Kreuzer, einen Zerstörer und ein Torpedoboot verloren. An Menschen waren die Verluste der Japaner, als der Angreifer, wesentlich höher als die der Verteidiger. Etwa 200 Toten und 500 Verwundeten auf deutscher Seite standen auf japanischer 1455 Tote und 4208 Verwundete gegenüber.

Japan behielt Tsingtau bis 1922, als es im Sinne der Washingtoner Abmachung an China zurückgelangte. 1938, im Verlaufe der japanischen Invasion in Nordchina, geriet Tstingau wieder unter japanische Kontrolle, die auch heute andauert.

Die Stadt Tsingtau bedeckt eine Fläche von 552 Quadratkilometern und hat (nach der Zählung von 1936) 514.769 Einwohner. Die letzte Zählung nach Nationalitäten liegt aus dem Jahre 1933 vor: 410.577 Chinesen, 14.370 Japaner, 691 Russen, 317 Deutsche, 194 Briten, 156 Amerikaner, 27 Franzosen, 12 Italiener. Der Handelsverkehr des Hafens (i. J. 1936) zeigt folgende Ziffern: Einfuhr aus dem Auslande 72,6 Millionen Dollar, Ausfuhr nach dem Auslande 117,9 Millionen Dollar. Dazu kommt noch der Handelsverkehr mit anderen chinesischen Küstenstädten: Einfuhr 116,2, Ausfuhr 58,1 Millionen Dollar. Sehr gross ist aber die statistisch nicht erfasste geschmuggelte Warenmenge; besonders Kunstseide, Zucker und Oel wird geschmuggelt. Wichtige Ausfuhrartikel sind: tierische Häute, Baumwolle, Kamelhaare. Die Einnahmen und Ausgaben der Stadtverwaltung betrugen im Berichtjahr 1934-35 ungefähr je 61 Millionen Dollar.

Die Gerüchte, dass Deutschland Tsingtau zurückbekommen soll, erwecken auch in der Shanghaier Presse viel Interesse. So schreibt. z.B. das Abendblatt Shanghai Evening Post:

"Deutschland hegt sicher warme Gefühle für Tsingtau, dessen rote Dächer und allgemeine Architektur eine beredte Sprache über die Vergangenheit führen ... Es wäre vom japanischen Standpunkt keine schlechte Sache, wenn es Deutschland die Aufgabe übertragen könnte, die guten ökonomischen Verhältnisse des Shantunger Hafens wiederherzustellen, die durch die japanische Experimentiertaktik wärend der letzten Monate wesentlich beeinträchtigt worden sind."



Lung-Hwa-Pagode, Shanghai

Bodenpreise und Mieten in Shanghai

Von **Realtor**

Shanghai, vor hundert Jahren noch ein unbedeutendes Fischerstädtchen, ist die grösste Stadt des asiatischen Kontinents und nach der letzten, einige Jahre zurückliegenden Volkszählung mit mehr als dreieinhalb Millionen Einwohnern nach London, New York, Tokyo, Berlin, Chicago die sechstgrösste Stadt der Erde. Zufolge Zuströmens von Kriegsflüchtlingen aus anderen Städten und vom flachen Lande, deren Zahl nicht genau feststeht, hat Shanghai mittlerweile Chicago vermutlich schon überflügelt und vielleicht sogar auch Berlin, so dass es jetzt wahrscheinlich schon auf den fünften, wenn nicht gar auf den vierten Platz vorgerückt ist. Dieses rapide Anwachsen der Bevölkerung hat begreiflicherweise die Frage der Bodenpreise in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt. Bodenpreise und Mieten sind in Shanghai schon darum von wesentlicher Bedeutung, weil sie die Grundlage für die einzige hiesige direkte Steuerart bilden und weil überhaupt die seit 1845 bestehenden "Land Regulations" eigentlich die Grundlage für Verfassung und öffentliches Leben des staatsrechtlich und wirtschaftlich gradezu einzigartigen Gemeinwesens dieser Stadt abgeben. Auch der Neuzugewanderte in Shanghai ist an den Dingen des Real-Estate-Marktes vom ersten Tage an interessiert, wenn auch in den allermeisten Fällen nicht aktiv, so doch allenfalls passiv, indem er die Auswirkungen der Wohnungsnot empfindlich zu verspüren bekommt. Die Wohnungsfrage ist eine der ersten, mit der er sich in Shanghai praktisch auseinanderzusetzen hat. In vielen Fällen erstreckt sich darüber hinaus sein Interesse auch für die Mieten von "Shops" oder "Offices." Wir haben daher einen bewährten Fachmann aufgefordert, unseren Lesern eine allgemeine Skizze über diese so wichtigen Verhältnisse zu entwerfen. Der Verfasser des vorliegenden Artikels, der seit nahezu zwei Jahrzehnten eine hervorragende Stellung auf dem Gebiete des Shanghaier Realitätengeschäfts einnimmt, wird im nächsten Heft den Zusammenhang zwischen den Bodenpreisen und dem politischen und finanziellen Leben der Stadt beleuchten.—Der Herausgeber.

In den Jahren 1930-31, als die Welt im Allgemeinen unter einer schweren wirtschaftlichen Depression litt und dieser Umstand in Shanghai eine Verminderung des Export-Import-Geschäftes verursachte, kam es hier zu einer starken Kapitalanhäufung. Der Kurs des Silbers war sehr niedrig und man brauchte nicht weniger als 5 chinesische Dollar, um 1 U.S. Dollar zu kaufen. So warfen sich Kapitalisten, chinesische Banken, Sparer und Spekulanten auf Realitäten, Immobilien, d.h. grade auf jene Vermogensobjekte, die nicht Gegenstand der Spekulation sein sollten. Die Preise wurden hinaufgetrieben, eine Verzinsung von 3-4% galt als annehmbar, obwohl auch die Mieten sehr hoch waren, wo doch eine kurze Zeit vorher, als auch noch die Mieten viel niedriger waren, von den Immobilien eine 8-9%-ige Verzinsung gefordert wurde. Das Realitätengeschäft blühte, die bekannt gewordenen Transaktionen betrugen über 85 Millionen im Jahre 1930 und erreichten die Riesenziffer von 180 Millionen Dollar für die ersten 8 Monate des Jahres 1931. Die Stadt wurde überbaut.

Im September 1931 hatte Japan Mandschurien annektiert und vier Monate später griff es in Shanghai an. Der sogenannte Chapei-Krieg brachte das Realitätengeschäft zu einem jähen Ende.

Die Realitätenpreise begannen nun rapid zu sinken und somit auch die Mieten. Da viele Leute Shanghai wegen des Krieges verliessen, blieben sehr viele Wohnungen aller Art leer. 20 bis 30 und auch 40% Vakanzen in einer Häusergruppe oder in einem Apartment-Haus waren gang und gäbe Bürogebäude und Lagerhäuser waren auch nicht besser dran, da auch das allgemeine Geschäft schlecht ging. Da die meisten Realitäten mit Hypotheken belastet waren, konnten die Eigentümer nicht einmal die Zinsen ihrer Schulden zahlen, geschweige denn im Kündigungsfalle das Schuldkapital rückerstatten, denn, wie gesagt, viele Häuser standen leer und die Mieten waren gesunken.

Allmählich begann der Silberkurs zu steigen und auch dieser Umstand wirkte verschlechternd auf die Lage des Shanghaier Grundstückverkehrs. Die Deflation der Jahre 1934-35, als Hunderte von Millionen Silberdollar die Flucht ergriffen, um sich in New York und London wegen ihres hohen Wertes in Goldwährungen umzuwandeln, (man brauchte damals nur etwa 2½ chinesische Dollar für 1 U.S. Dollar zu zahlen), brachte die Bodenpreise auf ein tiefes Niveau, wo sie weniger als die Hälfte der Preise von 1931 ausmachten. Es kam sogar vor, dass gutgelegene Baugründe für ⅓ ihres Kaufpreises verkauft wurden.

Ab 4.November 1935, als China von der Silberwährung abging, ist eine gewisse Erleichterung zu beobachten. Während der Jahre vor dem jetzigen Kriege tritt eine leichte Konsolidierung ein, doch haben sich die Preise kaum verbessert.

Und nun kam der Krieg. Sobald das Feuer um Shanghai eingestellt wurde, schon im Januar 1938, begannen sich die früheren Bewohner der zerstörten und evakuierten Viertel in den "verteidigten" (d.h. südlich des Soochow Creeks gelegenen) Teilen des Internationalen Settlements und in der Französischen Konzession ansässig zu machen, um da ihr privates und berufliches Leben wieder aufzunehmen. Alles, was ein Dach hatte, besass Goldes Wert. Die Mieten schossen in die Höhe. Ein chinesisches Haus, das früher um 25 Dollar monatlich zu haben war, beherbergt nun die vierfache Anzahl der Personen, die bis dahin dort lebten, und der ursprüngliche Mieter erhält von seinen Untermietern das Doppelte dessen, was er selbst an Miete für das ganze Haus zahlt. Alles wurde überfüllt, doch hatten die Hauseigentümer selbst nur wenig Nutzen von dieser ungewöhnlichen Nachfrage, und es muss zu ihren Gunsten erwähnt werden, dass sie sich, mit wenigen Ausnahmen, sehr loyal und sozial benommen haben und die Mieten kaum hinaufsetzten. Allerdings werden neuerdings die Mieten durchwegs erhöht, was auch ganz gerechtfertigt erscheint, wenn man bedenkt, dass Reparatur, allgemeine Spesen, Neubaukosten usw. gewaltig im Preise gestiegen sind, ganz abgesehen vom Vorhandensein einer wirklichen Wohnungsnot und von der guten Nachfrage auch nach jeder sonstigen Art von Raum.

Die Preise von Grundstuecken

nach denen jetzt eine Nachfrage besteht, stellen sich jetzt etwa wie folgt:

Western District, innerhalb des Internationalen Settlements, für Industrie: 16,000 bis 20,000 Dollar per Mow,

für chinesische Wohnungen und Geschäfte 20,000 bis 100,000 Dollar und höher, je nachdem, wie und wo sie liegen.

Western District, ausserhalb des Settlements, aber noch innerhalb des British Defence Perimeter: von 8.000 bis 35.000 Dollar per Mow.

French Concession: für Geschäfte und chinesische Wohnungen, also nicht zu weit weg, 25.000 bis 100.000 per Mow,

für Villen von 18.000 per Mow aufwärts,

für Industrie 15.000 bis 30.000 Dollar per Mow.

Der chinesische Mow ist gleich: 7260 englische Quadratfuss (also etwa eine Fläche von 72x100 Fuss), was ungefähr 674 Quadratmetern (also etwa einer Fläche von 26x26 Meter) entspricht.

Ein genaues Schema aufzustellen, ist natürlich unmöglich, denn der Wert des Grundstückes hängt von zu vielen Umständen ab, aber das Obige dürfte ein richtiges allgemeines Bild bieten.

Die Mieten

stellen sich im Allgemeinen wie folgt:

Bueroraeume: Dollar 1.90, zuzüglich Steuer, per Quadratfuss (etwa 30½x30½ cm) pro Jahr in modernen Gebäuden.

Apartments bester Art, von 3 Zimmern, Bad, Küche, mit Zentralheizung, Heiss- und Kaltwasser, einschliesslich Steuer 250 Dollar per Monat; bei mittlerer Güte 180, bei bescheidener Art 120 Dollar.

Villen von 5 Zimmern mit allen dazugehörigen Nebenräumen monatlich von 150 Dollar aufwärts.

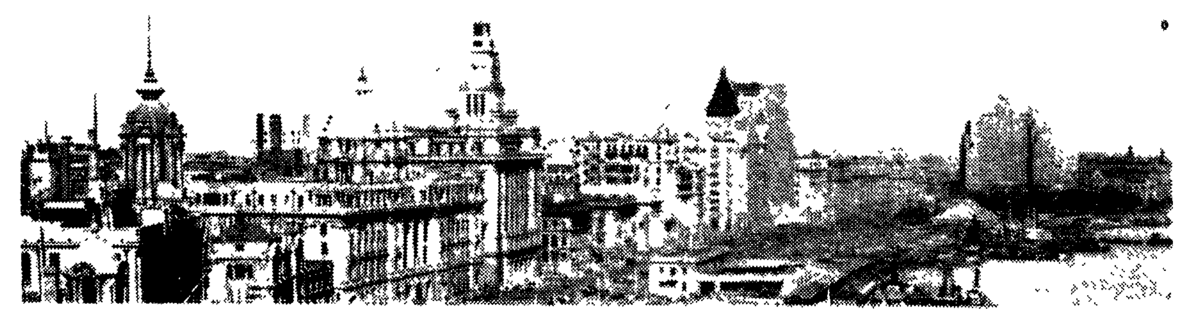
Zweistoeckige, sogenannte "semi-foreign" Häuser in "Terracen" (so nennt man gewöhnlich die von den öffentlichen Strassen abzweigenden Privatwege der Grundstücke, die auf einer oder auf beiden Seiten von in der Regel als Einfamilienhäuser gedachten Reihenhäusern flankiert werden), also bessere chinesische Häuser mit Badezimmer und W. C. monatlich nov 60 Dollar aufwärts.

Einstoeckige gewöhnliche chinesische Häuser, also ohne Bad und W.C. von 35 Dollar aufwärts.

Ladenmieten im Geschäftsviertel betragen jährlich per Quadratfuss von 4 Dollar (d.h. per Quadratmeter von 43 Dollar) aufwärts: im Westen, mit 1 oder 2 Stockwerken, monatlich von 80 Dollar aufwärts.

Die Mieter von Villen und chinesischen Häusern zahlen ausserdem die städtische Steuer, die 16% im Settlement und 14% in der Französichen Konzession beträgt. Gewöhnlich trägt der Mieter auch die Wasserkosten.

Der Not an Raum, besonders an Wohnraum, die heute in Shanghai in akutester Form herrscht, könnte nur dadurch abgeholfen werden, dass die japanischen Militärbehörden die evakuierten Viertel für ihre normale Besiedlung wieder freigeben. Sobald dies geschieht, ziehen Hunderttausende wieder in ihre gewohnten Stadtteile und die überfüllten Fremdengebiete, Settlement und Concession, bekommen wieder Luft. Neubauten in hinreichender Menge sind nicht zu erhoffen, mangels an Zuversicht von Seiten des Kapitals und weil sich die Baukosten angesichts des niedrigen Kurses des chinesischen Dollars ausserordentlich hoch stellen, was die Lust zu bauen begreiflicherweise hemmt.

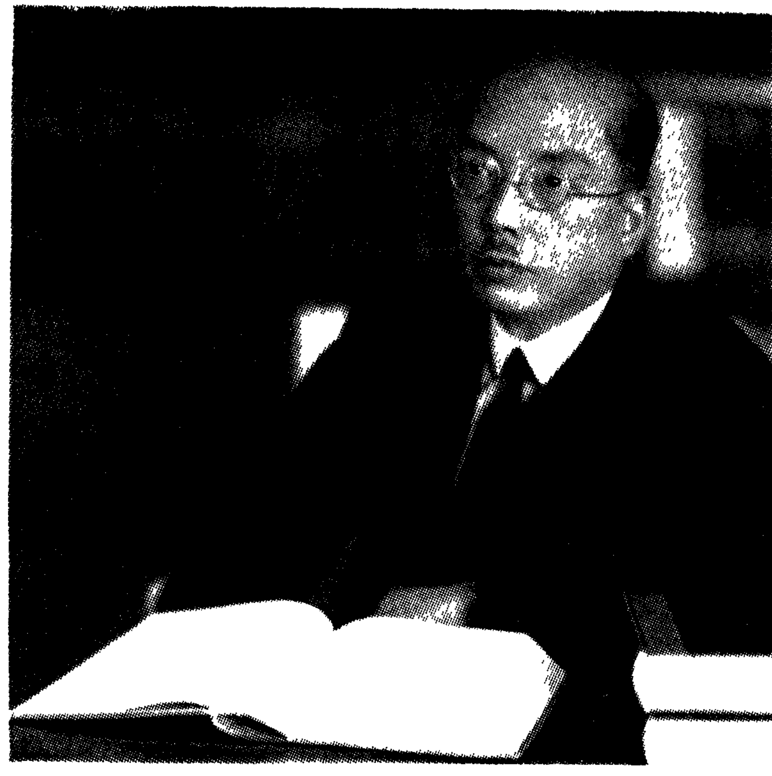


Freuds Lehre in Asien—I

Die Psychoanalyse in Japan

Von **Prof. Dr. Kiyoyasu Marui** (Sendai)

In einigen Tagen, am 6. Mai, vollendet Sigmund Freud sein 83. Lebensjahr. Aus vielen Ländern beglückwünschen ihn Landesgruppen der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung. Etwa 500 Anschriften weist das Mitgliederverzeichnis der psychoanalytischen Internationale auf und nur eine darunter— und auch die erst seit kurzer Zeit — in China: die des Herausgebers dieser neuen Zeitschrift. Ich finde es angebracht, im ersten Heft — gleichsam zur dank- und ehrfurchtsvollen Begrüssung des Meisters aus der Ferne — mit einer kurzen Uebersicht über die bisherigen Schritte der psychoanalytischen Bewegung in Asien zu beginnen. Diesem ersten Artikel wird ein zweiter und ein dritter aus Indien und aus Palästina folgen. Japan, das in den letzten Jahrzehnten auf vielen Gebieten der Wissenschaft Leistungen aufzuweisen hat, die in der wissenschaftlichen Welt Europas und Amerikas ernste Beachtung und volle Schätzung finden und weite Perspektiven für die zukünftige Entwicklung eröffnen, darf in dieser Zeitschrift, die vornehmlich dem Osten Asiens ihr Interesse zuwendet, mit gutem Recht die Reihe dieser kurzen Berichte über das Eindringen der Freudschen Lehre in Asien eröffnen.



Dr. Kiyoyasu Marui, Professor der Psychiatrie an der Kaiserlichen Tohuku Universitaet in Sendai, Praesident der Sendai Psycho-Analytical Society.

Ich bin erfreut zu vernehmen, dass A. J. Storfer, der einst den Internationalen Psychoanalytischen Verlag in Wien leitete und mehrere psychoanalytische Zeitschriften redigierte, sich in Shanghai niedergelassen hat und dort eine Zeitschrift ins Leben ruft. Obschon sie nicht eine spezielle psychoanalytische Zeitschrift sein wird, so ist doch der Herausgeber ein bewährter Psychoanalytiker, der internationalen Oeffentlichkeit seit dreissig Jahren bekannt, und schon dies bürgt dafür, dass der wahrheitssuchende Geist der Psychoanalyse über diese Zeitschrift walten und dass sie auch dazu beitragen wird, dass diese Lehre in China Fuss fasse. Ich wünsche dem Herausgeber den besten Erfolg und hoffe, dass die Psychoanalyse in nächster Zukunft in China zur Blüte gelangen und dazu beitragen wird, die seelische Hygiene in jenem Lande zu fördern und dass vielen psychoneurotischen Patienten dort Hilfe durch die psychoanalytische Behandlungsmethode zu Teil werden wird.

Bei dieser Gelegenheit sei auch einiges über Geschichte und gegenwärtigen Stand der psychoanalytischen Bewegung in unserem Lande Japan gesagt. Seit dreissig Jahren haben sich einzelne Psychologen, Pädagogen und Psychiater in Japan bemüht, das allgemeine Publikum und die wissenschaftliche Welt mit dieser Geisteswissenschaft vertraut zu machen. Der Schreiber dieser Zeilen hält an der Kaiserlichen Tohoku Universität seit zwanzig Jahren fortlaufend Vorlesungen über Psychoanalyse und auch über Psychiatrie im Lichte der Psychoanalyse. Angesichts des Umstandes, dass die meisten Psychiater Japans dieser Lehre gegenüber eine eher indifferente Haltung einnehmen und des Umstandes, dass die Psychoanalyse gelegentlich auch Gegenstand der Kritik von Seiten gewisser wissenschaftlicher Kreise ist, hat sie nur langsam Boden gewonnen, aber sie behauptet ihn und gelangt allmählich zur Kenntnis Aller, und mancher Gelehrte, der früher ihr Gegner war, ist ihr Freund geworden und hat sich manche ihrer Lehren zu eigen gemacht.

Wir haben in Tokyo und in Sendai Gruppen der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung. Der Präsident der ersteren ist Y. Yabe, der der letzteren der Schreiber dieser Zeilen. Ausserdem hat K. Otsuki vor einigen Jahren das Tokyo Seishinbunseki Kenkyusho (Tokyoer Institut für psychoanalytische Forschung) ins Leben gerufen und er ist mit seinen Freunden ebenso um die wissenschaftliche Arbeit bemüht, wie um die Aufklärung des grossen Publikums über die Psychoanalyse.

Was die psychoanalytische Literatur unseres Landes anbelangt, so ist zu berichten, dass K. Otsuki seit einigen Jahren als Organ des erwähnten Instituts eine Zeitschrift namens "Seishinbunseki" (Psychoanalyse) veröffentlicht. Die Psychiatrische Klinik zu Sendai gibt in zwangloser Folge eine Zeitschrift heraus: die "Arbeiten aus dem Psychiatrischen Institut der Kaiserlichen Tohoku Universität (Beiträge zur Psychoanalyse und Psychopathologie)." Ausserdem erscheinen psychoanalytische Bücher, meistens von Otsukis Institut, aber auch von anderen Verlegern veröffentlicht. Auf dem Gebiete der medizinischen Anwendung der Psychoanalyse sind folgende vier Bücher vom Schreiber dieses Aufsatzes veröffentlicht worden: 1) Die seelische Hygiene der Kindheit und die Psychoanalyse-2) Psychoanalytische Therapie-3) Moderne Theorie und Therapie der Neurosen und Psychosen -4) Psychiatrie—alle in japanischer Sprache. Freuds sämtliche Werke sind von zwei verschiedenen Verlegern in japanischer Uebersetzung herausgebracht worden.

In unserer Klinik wird die psychoanalytische Heilmethode seit zwanzig Jahren gehandhabt und sie erwies sich als ausserordentlich wirksam in den entsprechenden Fällen von Neurosen und Psychosen. Frühere Schüler unserer Klinik nehmen jetzt Stellungen in verschiedenen Anstalten und Hospitälern ein und ich empfinde grosse Genugtuung darüber, dass sie alle die Patienten auch vom Gesichtspunke der Psychoanalyse aus behandeln. Es gibt auch zwei private Praktiker der Psychoanalyse: Dr. Heisaku Kosawa und Dr. Renkichi Kimura. Beide sind aus unserer Klinik hervorgegangen und üben jetzt in Tokyo die Praxis aus. Es freut mich festzustellen, dass sie Anklang finden und zu Ansehen gelangen.

Abschliessend soll festgestellt werden, dass die psychoanalytische Bewegung in Japan immer grösseren und festeren Boden gewinnt, auch wenn hie und da Stimmen gegen sie laut werden, und ich hoffe auf das Aufrichtigste, dass die zu gewärtigende psychoanalytische Bewegung in China Hand in Hand mit der unsrigen gehen wird, was zu einem Gedeihen dieser wissenschaftlichen Lehre im Fernen Osten führen wird.

ZUR PSYCHOANALYSE DER CHINESISCHEN SCHRIFT

Von **Dr. James Lincoln McCartney**

Mit Rücksicht auf die Raumverhältnisse dieser Zeitschrift habe ich diesen Aufsatz bei der Uebersetzung aus dem Englischen etwas kürzen müssen. Ich entnehme ihn dem Jahrgang 1927 der vortrefflichen Monatsschrift "The China Journal." Des Verfassers Genehmigung dazu konnte ich, da sein gegenwärtiger Aufenthalt nicht zu erfahren war, nicht einholen. Hoffentlich ist es mir nachträglich möglich, mich mit ihm in Verbindung zu setzen. **A. J. St.**

Die Menschheit ist vor Allem und grundsätzlich ein *biologisches* Produkt. Wer die tiefen Kräfte verstehen will, die sie bilden und leiten, muss sich bemühen, den Menschen als biologisches Problem zu sehen, als —man verzeihe das Wort—ein raffiniertes Tier, das gelernt hat, sich zu kleiden und das eine Schrift entwickelt hat und mechanische Mittel, um seine Gedanken und Kräfte zu übertragen.

Die Anthropologie zeigt auf, dass ein Tier, der Mensch, im Allgemeinen, eine Eigenschaft entwickelt hat, die sich bei keiner anderen Gattung findet und das ist die Fähigkeit, *Symbole* und Bilder als Vertretungen von Wirklichkeiten zu benutzen. Die Beziehung der Symbole zu den unbefriedigten Trieben beim Kinde, beim Wilden oder beim Psychopathen einerseits und beim zivilisierten Normalmenschen andererseits veranlasst dazu, die unbewussten seelischen Mechanismen des Kulturmenschen denen des prähistorischen Menschen gegenüberzustellen.

Die Entstehung der Fähigkeit, die Triebe aus Kenntnis ihrer Wirkung auf die Gefährten zu verhüllen, liegt weit zurück auf der phylogenetischen Skala. Der Entwicklung jener nützlichen Fähigkeit, die Triebe an der Gefährdung der eigenen Persönlichkeit zu hindern, indem man ihnen verwehrt, die physischen Aktionen zu beeinflussen, folgt die Entwicklung der Fähigkeit, die Triebe so zu *verdrängen*, dass sie den Menschen während seiner Krisen nicht stören, ihn nicht ablenken.

Moderne und vorgeschichtliche Bilder, Plastiken und Schriftzeichen dokumentieren die Tatsache, dass sich der heutige Mensch ebenso der Symbolik bedient, um sich seine Verdrängungen zu erleichtern, wie seine primitiven Vorfahren. Das Studium der chinesischen Schrift bietet günstige Gelegenheit, die Symbolik primitiver Wortbildungen zu beobachten, wie sie auf keinem anderen

linguistischem Gebiete gegeben ist. Doch fehlt bisher eine Forschung in dieser Richtung, anscheinend wegen der grossen Schwierigkeiten des Chinesischen und weil die Wenigen, die es studieren, dies nur zu irgend einem bestimmten Zwecke tun. Was immer aber die Ursache sei, es bleibt die Tatsache bestehen, dass die psychoanalytische Bedeutung der Schrift und Literatur des ältesten und grössten Volkes auf Erden, das überaus reich ist an Überlieferungen, die sich auf eine Periode erstrecken, mit der verglichen die moderne Geschichte bloss ein gestriger Tag ist, — dass die psychoanalytische Bedeutung der chinesischen Schrift bisher fast ganz übersehen worden ist, selbst von den erfolgreichsten sinologischen Forschern.

Man darf nicht erwarten, dass die chinesische Symbolik sich wesentlich von jener unterscheide, die die wissenschaftliche Beobachtung der Völker wo immer sonst zu Tage fördert. Die Abweichungen, wird man finden, liegen eher im Detail als im Prinzip. Und ebenso wie der Umstand, dass bei den Chinesen die weisse Farbe der schwarzen unserer Trauerriten entspricht, nichts daran ändert, dass die Sitte, eine bestimmte Tracht als Zeichen des Grames zu verwenden, g e m e i n s a m ist, können gewisse Abweichungen oder sogar offenbare Gegensätzlichkeiten dennoch das Ergebnis von Motiven sein, die die Einwohner fast aller Länder miteinander gemeinsam haben.

Es heisst, dass die chinesischen Schriftzeichen ursprünglich die Form von Knoten, von geknoteten Schnüren hatten, die dann durch in Holz gemachte Einkerbungen ersetzt wurden. Später bestanden sie aus groben Umrissen der natürlichen Gegenstände und endlich kam es auch zu einem phonetischen System, in welchem jedes Zeichen aus zwei Teilen besteht, aus dem Wurzelelement, das die Bedeutung und dem phonetischen Element, das die Betonung anzeigt. Es sind Symbole, nicht agglutinierende, noch flektierte, und sie werden in senkrechter Folge geschrieben, wahrscheinlich weil sie in früher Zeit auf die Rinden der Bäume gemalt oder in sie eingeschnitten wurden.

Im heutigen Zustande ist die chinesische Schrift noch komplizierter. Dasselbe Zeichen hat meistens mehrere ganz verschiedene Bedeutungen. Das Wörterbuch von K'ang-hi enthält 40.919 Schriftzeichen, doch soll es 80 bis 90.000 Zeichen geben. Sie werden mit dem Pinsel geschrieben und es gibt 9 Stricharten. Jeder Pinselstrich muss mit einer fast geometrischen Genauigkeit gemacht werden, damit sich bei der Entzifferung der Zeichen durch den Leser keine Irrtümer einschleichen. Ein Schriftzeichen besteht aus einem bis zu 45 einzelnen Strichen. Nicht genug an diesem Wirrwarr, haben erfinderische Schreiber eine Reihe von phantasievollen Abwandlungen und Verzerrungen eingeführt. Es gibt z.B. 42 Arten, das Zeichen zu machen, das wertvoll bedeutet, 106 für Glück und 160 für Langlebigkeit.

Beim Studium der Entwicklung der chinesischen Schrift erfährt man in einwandfreier Weise, dass aus dem Aufbau ihrer Zeichen unzählige Bestätigungen für die Grundlehren der psychoanalytischen Schule herauszulesen sind.

Die chinesische Schrift hat drei Phasen durchlaufen, die des Pictogramms, die des Ideogramms und die des Phonogramms. Die älteste Form bestand aus der einfachen Abbildung des Auszudrückenden. Viele der Zeichen für solche allgemeinen Gegenstände, wie Sonne, fliessendes Wasser, Berg, sind in den ältesten c h i n e s i s c h e n und ä g y p t i s c h e n Inschriften identisch. Die Anwendung des Pictogramms war auf konkrete Vorstellungen beschränkt, und überdies eigneten sich in der Hauptsache nur Hauptwörter und Zeitwörter dazu, auf diese Art ausgedrückt zu werden.

Die nächste Phase, die des Ideogramms, setzte ein, als das Bedürfnis stark geworden war, einen abstrakten Begriff oder ein Eigenschaftswort zum Ausdruck zu bringen. Die Art, wie der Chinese diesem Bedürfnis abhalf, ist analytisch sehr lehrreich. Man nehme als Beispiel die Bildung des Schriftzeichens für g u t. Es ist kombiniert aus den Zeichen für die Hauptwörter W e i b und K n a b e. Für den Chinesen bedeutet der Besitz eines Weibes und eines Sohnes das höchste " Gut," das ihm bekannt ist. Das Zeichen S o n n e über dem Zeichen H o r i z o n t ergibt die Bedeutung m o r g e n s. Das Zeichen für W ö r t e r b u c h ist ein reizendes Beispiel: es stellt ein K i n d unter einem D a c h dar. Der Gedanke ist der, dass die Wörterbuchmacher Kinder sind, die man unter ein Schutzdach gebracht hat und die sich um den Daseinskampf nicht zu kümmern haben, vielmehr ihre Zeit ganz dem Schrifttum widmen können.



Sigmund Freud

Holzplastik von O. Nemon (Brüssel), 1931

Mit der Zeit wurden Pictogramm und Ideogramm als unzureichend empfunden, das Gesprochene schriftlich auszudrücken. Da half die Schaffung von Phonogrammen, d.h. es kamen nun zu den Gedankenzeichen auch Tonzeichen von einem äusserst geistreichen Schema hinzu.

Das chinesische Wörterbuch ist nicht etwa " alphabetisch " angeordnet, sondern die Schriftzeichen sind nach der Wurzel, die sie enthalten, gruppiert. Es gibt 214 solcher Wurzeln, von denen wenigsten eine in jedem Schriftzeichen enthalten ist. Von der Wurzel ausgehend kann die genaue Stellung des Zeichens im Wörterbuch rasch aufgefunden werden. Die Wurzelkombinationen, auf die der chinesische Geist verfallen war, um neue Vorstellungen auszudrücken, ermöglichen Einblicke in das unbewusste menschliche Denken in einer unfraglich mehr als 5000 Jahre zurückliegenden Epoche. Wenn sich von vielen geistigen Assoziationen des primitiven Chinesen herausstellt, dass sie absolut identisch sind mit denen des heutigen Europäers, erfasst einen ein tiefer Schauer vor der Majestät der seelischen Einheit des Menschengeschlechts. Der heutige Europäer spricht z.B. von einem h a r t h e r z i g e n Mann, der Chinese charakterisiert so einen Menschen, indem er von ihm aufzeichnet, dass er ein J u w e l e n h e r z hat. Das Juwel ist nicht wegen seines — nicht in der Natur, sondern durch vergängliche menschliche Vorstellungen begründeten — Handelswertes gewählt (wie im Falle unserer Wendung " ein Juwel von einem Menschen "), sondern wegen des augenfälligen Naturmerkmals der Härte. Man stelle sich vor, wie es sich zutrug, als die Notwendigkeit auftauchte, ein passendes Ideogramm für den Begriff des S t r e i t e n s zu bilden. Einer hatte das Bild einer Gruppe von Philosophen, die um einen Teetopf herum versammelt sind, vor Augen. Ein Anderer empfahl vielleicht — grausamerweise — das Bild einer Katze und eines Hundes, die zusammengebunden wurden. Wieder ein anderer Weise meinte, die Zeichen für Mann und Frau würden, vereinigt, mindestens die Vorstellung eines Krachs erwekken. Sein Vorschlag wurde mit der Begründung abgelehnt, dass häuslicher Zwist rasch in Nichts ausgehe, da der Ehemann doch die Situation beherrsche. Nach einer Pause des Schweigens lenkte schliesslich ein Philosoph die Aufmerksamkeit auf den Umstand, dass das Zeichen für z w e i F r a u e n unter das Zeichen e i n e s D a c h e s gestellt die Vorstellung des Z w i s t e s unbedingt heraufbeschwören müsse, zartfühlig auf den Schwiegermutterkomplex anspielend.

Unter den Schriftzeichen, die die Wurzel W e i b aufweisen, sind u.a. auch folgende anzutreffen:

Weib + nehmen = Ehegattin (eine, die unter den gesetzlichen Zeremonien genommen wurde),
Weib + Stein = Eifersucht,
Weib + Tür = eifersüchtige Gattin (die auf die Heimkehr des Gatten von seiner Geliebten wartet),
Weib + Augenbraue = leidenschaftliche Blicke,
Weib + Vergleich = die verstorbene Mutter (Ödipuskomplex!),
Weib + tun = listig.

Zum Wurzelzeichen, das H e r z und zugleich S i n n bedeutet, gehören u.a.:

Herz + grün = die menschlichen Leidenschaften (für " englisch " setzt das Chinesische: grün + Neid, d.h. grüngallig vor Gier),
Herz + wahr = aufrichtig,
Herz + Affe = roh, Gut und Böse nicht auseinanderhaltend,
Herz + trocken = grausam,
Herz + allein = eine Schwierigkeit fürchten,
Herz + lang = enttäuscht (ein langes Gesicht!),
Herz + viel Vögel auf einem Baum = unruhig, bedrückt (die Stimmen des Gewissens!),
Herz + Seufzer = Leidenschaft,
Herz + Blut = Kummer (blutendes Herz!),
Herz + weiss[1] = Angst haben (erbleichen)
Herz + nähren = begehren,
Herz + Herbst = schwermütig,
Sinn + Zoll = wiegen, messen,
Sinn + Verlust = vergessen,
Sinn + lang = hochmütig (grossköpfig!)
Sinn + gehen = Wille.

Die Wurzel M a n n weisen u.a. folgende Schriftzeichen auf:

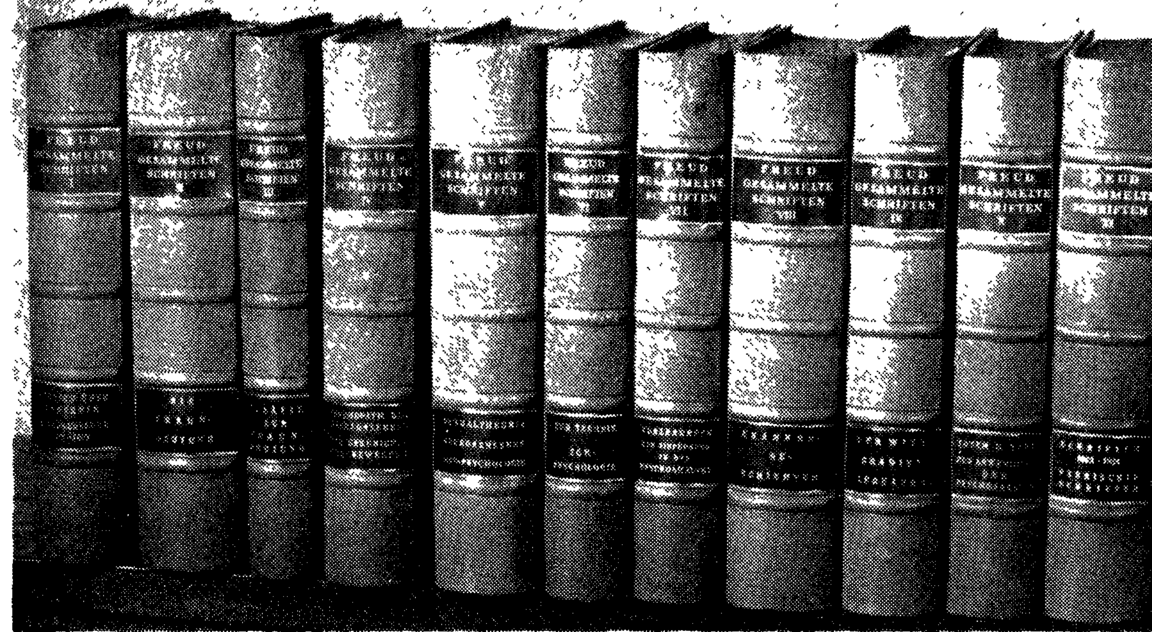
Mann + Wörter = Wahrhaftigkeit,
Mann + Speer = zeugen,

1) Man vgl. im Pariser Argot: foie blanc = Feigling, avoir des foies blancs = Angst haben. — Der Uebers.

Mann + Hund = vor jemand kriechen (hündisch!),
Mann + rechte Hand = helfen,
Mann + Mund = älterer Bruder,
2 Männer + 2 Münder = öffentliche Meinung,
Mann + gross = ich (das grosse Ich!),
Mann + alt = denken,
Mann + Gebirge = Einsiedler,
Mann + Obdach + Pfeil = glücklich sein (Besitz von Heim und Waffe befriedigt den einfachen Mann),
Mann + rot = ein besonders kleiner Mann (er errötet ob seines Mangels),
Mann + Feuer = Kamerad.

Schliesslich einige verschiedene, aufs Geratewohl herausgegriffene Beispiele, die die Assoziationsgesetze zeigen, denen der primitive Chinese folgte :

Schwert + beflecken = töten,
Messer + überhebungsvoll = prahlen (aufschneiden!),
Mund + gross = prahlen (grossmäulig!),
gehen + Schaf = sich verirren,
Mund + Gast = aufstossen (weil es sich schickt, den Gast bis zur Überladung zum Essen zu nötigen!),
Mund + Erde = alles erzählen (so wie man die in den Mund geratene Erde ganz ausspuckt),
Hand + Floh = sich kratzen.



Die ersten 11 Bände der deutschen Gesamtausgabe der Schriften Freuds, die mittlerweile auf 12 Bände gediehen ist; ein dreizehnter ist in Vorbereitung.

Es ist schwer in ausreichend überzeugender Weise den Hemmschuh zu schildern, der das chinesische Volk in seinem Existenzkampf und in seinem fortschrittlichem Streben nach gewissen Zielen der westlichen Zivilisation behindert. Die geistige Energie, die die Chinesen aufbringen müssen, um in ihrer Sprache gründlich lesen und schreiben zu können, ist ungeheuer. Die Liebe der Chinesen zu den Klassikern, ihr Stolz auf die Lehren und Aussprüche ihrer Philosophen, kann man mit der Fixierung der Libido auf der narzisstischen Stufe vergleichen. Der Analytiker, der eine libidinöse Regung freibekommt, die auf dieser Stufe festgehalten oder zu ihr regrediert war, hat ein gutes Bild von der nutzbar gewordenen Energie. **Ein Erwachen, wie es die Weltgeschichte noch nie gesehen hat, erwartet die Welt, wenn die Libido des chinesischen Volkes, die jetzt in die Verwicklungen der Schrift verstrickt und auf die ideographische Epoche der Entwicklung des Alphabets fixiert ist, einmal befreit und sozial aufbauenden nationalen Leistungen zugefuehrt werden wird.**

Mit Hinblick auf die letzten Saetze moechte ich den Leser daran erinnern, dass im Jahre 1927, als dieser Aufsatz englisch geschrieben worden ist, grade erst der militaerische Sieg der chinesischen Revolution ausgefochten worden ist. Die zu weitaus groesseren und auch wesentlich schwierigeren Aufgaben berufene geistige Revolution, in ihren Grundsaetzen wohl schon vorher proklamiert, konnte eigentlich erst in diesem Zeitpunkte mit ihrer bilderstuermenden Arbeit einsetzen. Was die chinesische Schrift anbelangt, so muesste die revolutionaere Befreiungstat im woertlichen Sinne bilderstuermend sein. Die alten Klassiker holt die Revolution vom Piedestal herunter, wo sie gleichsam vergoettert worden sind und ihren Werken nimmt sie kuehn entschlossen den Jahrtausende lang unangefochten gebliebenen Charakter der Endgueltigkeit und Unanfechtbarkeit, aber ob sie sich auch an die Schriftzeichen, in denen jene die Entwicklung durch hundert und mehr Generationen hindurch hemmenden Werke geschrieben worden sind und die auch heute noch in Verwendung stehen, richtig herantrauen wird, dies bleibt noch abzuwarten. Derselbe jakobinische Konvent, der des geheiligten Koenigs Kopf in den Sack der Guillotine rollen liess und Gott kurzerhand mit einem Federstrich absetzte, kriegte es mit der Angst zu tun, als ein orthographischer Reformer sich erdreistete, die Abschaffung des franzoesischen "stummen e" vorzuschlagen und lehnte diese Zumutung mit der lebhaftesten Entruestung ab. Einer Revolution muss, wie einer psychoanalytischen Kur, die Zaehigkeit des "Widerstandes" jene Stellen erkenntlich machen, wo die entscheidende Befreiungsarbeit geleistet werden muss. Die Losloesung der chinesischen Kultur von ihrer Fixierung auf eine Fruehstufe der Schrift ist jedenfalls mehr als ein bloss technisches Postulat. Wir werden uns mit dieser Frage in dieser Zeitschrift oefters beschaeftigen.

A. J. St.

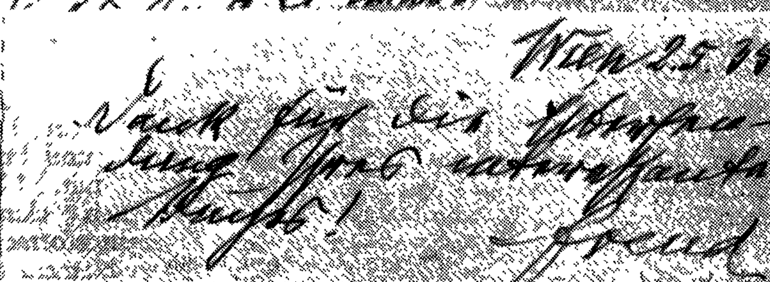
PROF. Dr. FREUD — WIEN, IX., BERGGASSE 19

PROF. Dr FREUD — WIEN IX., BERGGASSE 19

PROF. Dr. FREUD — WIEN IX., BERGGASSE 19

PROF. Dr. FREUD — WIEN, IX., BERGGASSE 19

PROF. Dr. FREUD — WIEN IX., BERGGASSE 19



Freuds Handschrift

in den Jahren

1910, 1924, 1927,
1931, 1932, 1935

(*Um 4/9 verkleinert*)

DIE JUDEN VON KAI-FENG FU

"Die Sekte derer, die die Sehnen herausreissen"

Im Jahre 1920 wurde unter dem Titel " Die Herrin der Welt " ein deutscher Film gespielt, mit Mia May, Michael Bohnen, Hans von Mierendorff und einem jungen Chinesen namens Li als Hauptdarsteller. Der aus 8 Fortsetzungen bestehende Film hatte eine stark bewegte Handlung, die zum Teil in China spielte. Auf ihren abenteuerlichen Wegen im Inneren Chinas stiessen die Helden jenes Films überraschender Weise auf eine kleine Judengemeinde, der ein weiser Rabbiner vorstand. Die Zuschauer mochten die Existenz so einer Judengemeinde im Inneren Chinas der erfinderischen Phantasie des Filmautors zuschreiben und nur Wenige wussten und wissen es, dass ein tatsächlicher Kern jener Filmphantasie zugrundelag. Es wird in diesen Tagen, wo viele Tausende von mitteleuropäischen Juden nach China verschlagen werden, nachdem bereits in den letzten zwei Jahrzehnten viele Tausende russischer Juden nach China geflüchtet sind, vielleicht interessieren, Näheres über den jüdischen Volkssplitter im Inneren Chinas zu hören.

Schon Marco Polo erwahnte im Jahre 1286 die chinesischen Juden und dass sie in China und der Mongolei politischen Einfluss besassen. Aber erst im Jahre 1605 hatte ein Europäer zum ersten Mal Gelegenheit, sich eingehender mit den chinesischen Juden zu beschäftigen. In jenem Jahre lernte Pater Matteo Ricci von der Jesuitenmission in Peking, ein gelehrter Mann, der die lange Reihe wissenschaftlich verdienstvoller Jesuiten in China eröffnete, eine sonderbare Persönlichkeit kennen. Es besuchte ihn ein Mann namens Ngai aus dem Inneren Chinas, der Kleidung und der Sprache nach ein typischer Chinese. Er habe gehört, es gebe Fremde in den Küstenstädten, die, ohne Mohammedaner zu sein, an den Einzigen Gott glauben und er sei gekommen, ihnen seine Aufwartung zu machen. Der erstaunte Pater führte seinen Gast, einen älteren, verständigen Mann in eine Kapelle, wo über dem Altar ein Bild hängte, das die Jungfrau Maria darstellte, mit dem Jesuskind auf der einen, Johannes dem Täufer auf der anderen Seite. Beim Anblick dieser Gestalten verbeugte sich der Besucher tief, hinzufügend, dass es nicht sein Brauch sei, Bilder anzubeten und dass er nur einfach seine Verehrung bekunden wollte für die frommen Gestalten seiner Glaubensgeschichte. Neben dem Altar war ein Bild der vier Evangelisten zu sehen und der Fremde frug, ob sie zu den " Zwölfen " gehörten, was der Jesuitenpater bejahte. Im Verlaufe der weiteren Unterhaltung stellte sich die überraschende Tatsache heraus, dass Riccis Besucher ein J u d e war. Die Madonna mit dem Jesuskind und dem jungen Johannes hielt er für Rebekka mit ihren Söhnen Jakob und Esau. Die " Zwölfe," von denen er sprach, waren nicht die Apostel, die Zwölfboten des Neuen Testaments, sondern die zwölf Söhne Jakobs. Weder ihm, noch seinen Glaubensgenossen im Inneren Chinas, von denen er kam, war bekannt, dass es eine christliche Religion gibt, und schon garnicht, dass deren Anhänger damals in vielen Ländern des Abendlandes die Angehörigen der jüdischen Glaubensgemeinschaft verfolgten. Es entwickelte sich in der Folge ein freundschaftliches Verhältnis zwischen



Chinesischer Jude

Nach einem Gemälde von Betty Byrne

den Juden von Kaifengfu und den Pekinger Jesuiten und es fanden gegenseitig Besuche statt. Der erste europäische Jude kam allerdings erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Kaifengfu, - ein Kaufmann namens Liebermann im Jahre 1867.

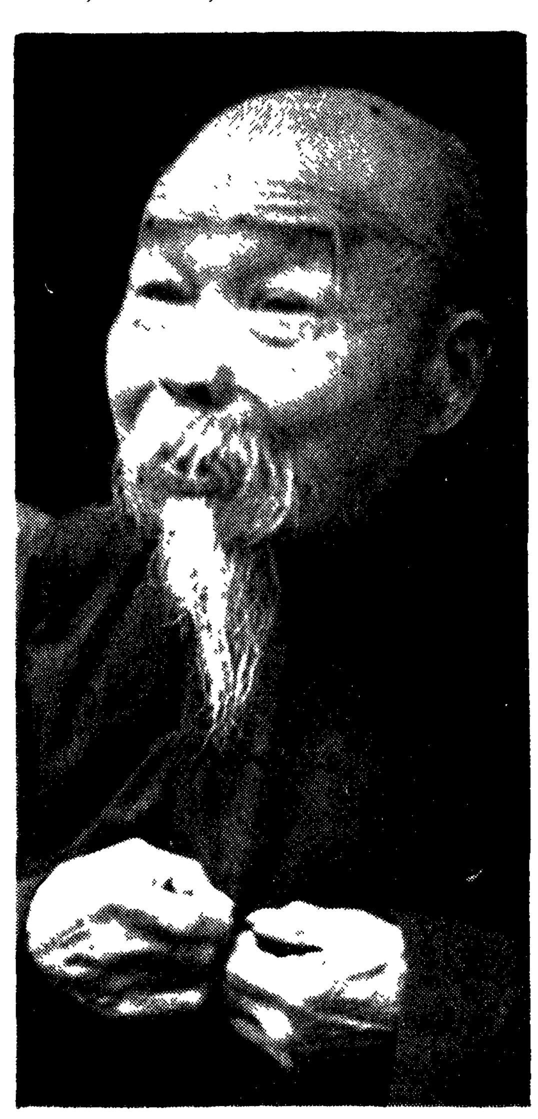
Um diese Zeit waren aber auch p r o t e s t a n t i s c h e Missionäre schon auf die versprengte Judengemeinde aufmerksam geworden. Den Anstoss gab wohl das Büchlein, das James Finn, der eine Zeit lang in China gelebt hatte und dann britischer Konsul in Jerusalem wurde, 1843 in London über die Juden in China veröffentlichte. Als im Jahre 1850 Dr. Smith nach China kam, um sein Amt als Bischof von Hongkong anzutreten, hatte er von der Londoner Gesellschaft für die Bekehrung von Juden zum Christentum, der eine freigebige Dame eine grössere Summe für diesen besonderen Zweck zur Verfügung gestellt hatte, den Auftrag mitgebracht, verlässlich zu erforschen, wie es eigentlich mit den Juden im Innern Chinas stünde. Er setzte sich mit der Missionary Society in Shanghai in Verbindung und diese sandte zwei intelligente Chinesen, die zum Christentum übergetreten waren, in die Provinz Honan.

Nach mehrmonatiger Abwesenheit kehrten die beiden Beauftragten nach Shanghai zurück und brachten zwei Juden aus Kaifengfu mit. Sie waren chinesisch gekleidet, sprachen chinesisch, hatten chinesische Umgangsformen und führten auch chinesische Namen. Einer der beiden Männer hatte aber ein unverkennbar jüdisches Aussehen. Beschnitten waren beide. Auch 8 S c h r i f t s t ü c k e, hebräische Abschriften aus dem Alten Testament hatten die beiden Beauftragten der Mission mitgebracht. Sie hatten zum Teil Rollen-, zum Teil Buchform, teilweise auf Papier, teilweise auf Schafshaut geschrieben. Die beiden tüchtigen chinesischen Sendlinge hatten ferner chinesische und hebräische Inschriften, die sie in der Synagoge in Kaifengfu gesehen hatten, treu kopiert und Reverend Milne konnte aus seinen eingehenden Unterhaltungen mit den beiden mitgekommenen Juden und anhand des schriftlichen Materials und der Berichte seiner beiden chinesischen Mitarbeiter ein ziemlich gutes Bild von den Juden von Kaifengfu und ihrer Vergangenheit gewinnen. Sein Bericht in seinem 1857 in London erschienenen Buche " Life in China " und das zwei Jahre später erschienene Buch " Religion in China " von Joseph Edkins unterrichten uns über den Zustand der Judengemeinde von Kaifengfu in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die London Missionary Society in Shanghai veröffentlichte übrigens 1851 in Shanghai in einem Büchlein das Facsimile einer der längeren hebräischen Handschriften aus Kaifengfu. Mit Pinsel geschrieben haben die hebräischen Lettern einen gewissen chinesischen Anstrich. Über das im Laufe der Zeit bekannt gewordene c h i n e s i s c h e schriftliche Material der Kaifengfuer Judengemeinde hat der Jesuitenpater Jerome Tobar 1900 eine eingehende gelehrte Untersuchung veröffentlicht. Genannt sei noch die ältere Arbeit von Wylie und eine jüngere von Perlmann. Zeitungsaufsätze über die Juden von Kaifengfu sind u.a. in " Israel's Messenger," " The Chinese People " und in " The Japan Chronicle " erschienen. In neuester Zeit hat in der ausgezeichneten Monatsschrift " The China Journal " ihr Schriftleiter Dr. Bruno Kroker viel Wissenswertes über Vergangenheit jenes jüdischen Volkssplitters mitgeteilt und auch Bilder veröffentlicht, die der amerikanische Forschungsreisende, Journalist und Photograph Harrison Foreman in Kaifengfu gemacht hat.

Die Stadt Kaifengfu (neuerdings amtlich Kaifeng), in der Luftlinie etwa 800 km von Shanghai entfernt in westnordwestlicher Richtung, ist die Hauptstadt der grossen Provinz Honan und war ein Zeit lang, zur Zeit der Sung - Dynastie, auch die kaiserliche Residenzstadt des chinesischen Reiches. Sie liegt wenige Meilen südlich des Hoang-ho, des Gelben Flusses. Die alte, einst viel stärker bevölkerte Stadt, die vor zwei Jahren, vor Beginn des " unerklärten Krieges " in China, nahezu eine Viertel Million chinesische Einwohner hatte, etwa ein Zehntel davon mohammedanischen Glaubens, gehört zu den Gebieten, die jetzt von japanischen Truppen besetzt sind. Im Gange der vorjährigen Kriegshandlungen wurden die Dämme, die die Stadt vor dem Gelben Fluss schützen sollen, durchbrochen und die Stadt, die im Laufe der Jahrtausende schon öfters solche Katastrophen über sich ergehen lassen musste, wurde von den Fluten wieder übel hergenommen. Bomben, die japanische Flugzeuge während des Vormarsches auf Kaifengfu abwarfen, hatten unter Anderem die anglikanische Kirche fast ganz vernichtet, aber eine mit chinesischen Schriftzeichen bedeckte S t e i n t a f e l, die, wie Harrison Foreman berichtet, nur etwa 50 Yard (das sind etwa 45 Meter) entfernt von der Kathedrale steht, ist unversehrt geblieben.

Der Text dieser aus dem Jahr 1489 stammenden Tafel ist eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte der Kaifengfuer

Juden. "Unsere Religion," heisst es dort, "ist zur Zeit der Han-Dynastie nach China gekommen," das wäre also zwischen dem Jahre 200 vor und dem Jahre 200 nach Christi Geburt. Die Inschrift führt auch die Namen der 70 jüdischen Familien an, die aus Indien nach Kaifengfu eingewandert waren. Zur Zeit, als Reverend Milne die früher erwähnten Feststellungen über die Kaifengfuer Gemeinde machte, waren es nurmehr 7 Familien, 200 Seelen umfassend, man kann also schon besser sagen 7 Sippen. Sie lebten damals im Zentrum der Stadt in der nächsten Nähe ihrer Synagoge. Einige hatten Kaufläden, andere waren Bauern, aber die meisten waren in tiefste Armut und Elend gesunken, ohne Kleidung und Obdach, so arm, dass von Zeit zu Zeit



Mischling aus Kaifengfu

Aufnahme von Harrison Foreman (1938)

Einrichtungsgegenstände der Synagoge verkauft werden mussten. Aeusserlich kaum mehr unter den sonstigen Einwohnern der Stadt herauszukennen, fühlten sie sich von den Anderen durch ihre Religion unterschieden. Ursprünglich bezeichneten sie sich als Anhänger der Tientschu-Religion (Tientschu ist die chinesische Bezeichnung für Indien), weil sie die Überlieferung haben, aus Indien gekommen zu sein. An Stelle dieser Bezeichnung ist aber der Name Tiau-kin-kiau getreten, d.h. "die Sekte derer, die die Sehnen herausreissen," "weil aus Allem, was wir essen, aus den Schafen, Rindern, dem Geflügel, die Sehnen entfernt werden müssen." Neben dem Rabbiner, den sie Mwanlah nennen (das ist das mohammedanisch-arabische Mullah), ist daher der "Sehnenausreisser" ein wichtiger Funktionär der Gemeinde. Schweinefleisch essen sie nicht, die Knaben werden im Alter von einem Monat beschnitten, der Sabbath wird geheiligt. Der letzte Jude von Kaifengfu, der noch hebräisch verstand, war etwa 1800 gestorben. Die erhalten gebliebenen hebräischen heiligen Schriften und die Tempelinschriften, soweit sie nicht chinesisch waren, konnte zur Zeit, als Milne den Zustand der Gemeinde untersuchte, bereits kein einziges ihrer Mitglieder entziffern. Wenn sie in den Tempel gingen, trugen sie eine blaue Kopfbedeckung, daher nannte man die Juden dort auch "Mohammedaner mit dem blauen Turban," wie denn überhaupt diese abgesprengten Juden meistens nur als eine besondere Sekte des Islams angesehen wurden.

Einige bemerkenswerten Feststellungen über die religiösen Ideen der Kaifengfuer Juden finden sich in dem schon erwähnten Buche von Edkins (1859), der Gelegenheit hatte, Mitglieder der Gemeinde kennen zu lernen. Sie wussten nichts von der Verheissung eines Messias und hatten keine Vorstellung von einem künftigen Leben, wenigstens keine andere als die Chinesen. Für "Gott" gebrauchten sie das chinesische Wort tiin, das "Himmel" bedeutet, ohne sich irgendwie zu bemühen, einen Unterschied zwischen dem sichtbaren Firmament und dem verehrten Herrn des Himmels zu machen. In einer ihrer Inschriften heisst es: "Es gibt zwar zwischen unserer Lehre und der des Konfuzius einige Abweichungen von geringer Bedeutung, aber die Grundlagen beider Religionen sind die gleichen; sie dienen dem Zwecke, die Ehrfurcht für den Himmel, die Ehrerbietung für die Vorfahren, die Treue zu den Fürsten und die Liebe zu den Eltern einzuprägen." Der chinesische Charakter dieser Gedankengänge ist unverkennbar.

In den 8-9 Jahrzehnten, die jetzt schon verstrichen sind, seitdem sich die protestantischen Missionen zum erstenmal eingehend mit den Juden von Kaifengfu beschäftigt haben, hat sich der physische und geistige Sondercharakter jener kleinen Gruppe noch weiter verwischt. Vor Allem besteht auch die Synagoge nicht mehr. Die erste Kaifengfuer Synagoge, von der wir Kunde haben, dürfte in den Jahren 1163-1165 erbaut worden sein. Unter der Herrschaft der Mongolen, die der chinesischen Zivilisation und dem Konfuzianismus feindlich gesinnt waren und daher die Angehörigen anderer Religionen, z.B. Christen und Mohammedaner, bevorzugten, hatten auch die Juden es ziemlich gut. Im Jahre 1279 konnten sie in Kaifengfu einen neuen, schöneren Tempel errichten. Zu jener Zeit blühten auch in anderen Städten Chinas —seither verschwundene— jüdische Gemeinden, und Synagogen wurden errichtet. Nach Verjagung der Mongolen verloren die Juden ihre Vorzugsstellung, obschon es vereinzelt auch unter der nachfolgenden Ming-Dynastie vorkam, dass Juden hohe Stellungen, auch militärische, in China erlangten.

Das Jahr 1642 wurde ein Katastrophenjahr für die Juden von Kaifengfu. Im Verlaufe des Aufstandes unter Führung von Li Tzu-tschung, der zum Sturz der Ming und schliesslich zur Einsetzung der Mandschu-Kaiser führte, wurden die Dämme, die die Kapitale von Honan vor den Tücken des Gelben Flusses schützten, durchbrochen, und was Kriegsfurie und Hungersnot verschont hatte, fiel den Fluten zum Opfer. Auch von der Judengemeinde konnte sich nur ein kleiner Teil durch die Flucht retten. Nach 11 Jahren kehrten erst die Flüchtlinge nach Kaifengfu zurück und bauten sich wieder einen Tempel. Die religiöse Erziehung war aber in dieser Zeit stark vernachlässigt worden, und es kam seither auch immer häufiger vor, dass Juden "heidnische" Chinesinnen heirateten. Nach 1700 waren nurmehr vereinzelte Juden, meistens nur der jeweilige Rabbiner, des Hebräischen mächtig, und nach 1800 war, wie schon erwähnt, kein einziger unter ihnen, der die Sprache ihrer heiligen Bücher verstand.

Parallel mit dem religiösen ging auch der wirstchaftliche Verfall. Einige Jahre später, nachdem jener früher erwähnte Besuch der beiden protestantischen Chinesen in Kaifengfu stattfand, sahen sich die dortigen Juden genötigt, ihren Tempel an die Mohammedaner der Stadt zu verkaufen, die ihn abtrugen und das Material für den Bau einer grossen Moschee verwendeten. Das Grundstück selbst behielten die Juden damals noch, aber im Jahre 1914 verkauften sie es an die anglikanische Mission, nachdem sie ein Jahr vorher bereits die beiden alten mit Inschriften versehenen Steine, die auf dem verwahrlostem Tempelgrundstück standen, an die Mission veräussert hatten. Sie hatten sich dabei nur ausbedungen, dass die Steine nicht aus dem Bereich der Provinz Honan entfernt werden dürfen.

Diese wichtigen Altertümer stehen jetzt im Hofe der anglikanischen Mission und Harrison Foreman hat sie vor Kurzem photographiert. Auf dem einen Stein steht obenauf die chinesische Aufschrift Tschung Tschien Tsching Tschen Ssu Tschi, d.h. "Urkunde des wieder aufgebauten Tempels der Reinheit und der Wahrheit." Auch alle mohammedanischen Moscheen in China werden als Tempel der Reinheit und Wahrheit bezeichnet; die Judengemeinden haben eben, wie schon bemerkt, als mehr oder minder zum Islam gehörig gegolten. Im Übrigen kommt in der chinesischen Literatur auch die Bezeichnung



Kaifengfuer Juden vor der Thora

Zeichnung von Pater Domenge, 1721

(Das Original befindet sich in der Bibliothek des Collège Sainte-Geneviève in Paris)

"Tempel des Yih-sse-lo-li-nie" für "Synagoge" vor. Dieses lange Wort ist nichts Anderes als "Israel" chinesisch ausgesprochen, d.h. unter lambdazistischer Ersetzung des "r" durch "l" und Einfügung von Vokalen zur Vermeidung unerwünschter Konsonantenbegegnung, ähnlich wie im Falle Khi-lu-ssi-tsu für "Christus." (Nebenbei bemerkt, da jetzt Tausende von Juden mit deutschen Pässen in China in ihre Dokumente den Vornamen Israel eingetragen bekommen, wird es sie vielleicht interessieren jetzt zu erfahren, wie dieser ihr neuer Vorname in China lautet.)

Was die Bezeichnung Israel anbelangt, so ist noch zu bemerken, dass die Kaifengfuer sich niemals als "Juden," sondern als "Israeliten" bezeichneten. Es lassen sich aus diesem Umstande Folgerungen ziehen auf die Zeit, in der sich die Gruppe der altchinesischen Juden von der Hauptmasse der Glaubensgenossen abgetrennt hat. Es ist möglich, dass die Kaifengfuer noch vor Entstehung des Christentums, von dem sie keine Ahnung hatten, ins Innere Asiens gelangt sind. Gelegentlich ist auch die Vermutung geäussert worden, dass die altchinesischen Juden einen der "verlorenen Stämme" Israels darstellten. Man glaubt ferner Anzeichen dafür zu haben, dass in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung—der Seidenwurm gelangte erst im 6. Jahrhundert nach Europa! —die chinesischen Juden es waren, die den Seidenhandel zwischen China und dem römischen Reich betrieben.

Jedenfalls scheinen Juden im alten China im wirtschaftlichen wie im staatlichen Leben eine gewisse Rolle gespielt und sich sowohl Ansehens als guter Vermögensverhältnisse erfreut zu haben. Heute — ungefähr zwei Jahrtausende nach der ersten Judeninvasion im Innern Chinas — sind es dort nurmehr

wenig Hunderte Mischlinge, sich von den Vollchinesen in den Rassemerkmalen des Gesichts nur noch wenig, in Sprache, Kleidung und Umgangsformen garnicht unterscheidend, in tiefste Armut und Unwissenheit gesunken und ohne jegliche Verbindung mit den sonstigen Juden des Erdballs, von denen grade in diesen Tagen viele Tausende in die Hafenstädte Chinas verschlagen werden, aus denen sie, wie neuerdings erwogen wird, teilweise vielleicht tief ins Innere dieses Riesenreiches gelangen sollen. Wie heisst es in der Oper " Preziosa " von Karl Maria v. Weber? " Wird man wo gut aufgenommen, darf man nicht gleich wiederkommen!"

A. J. Storfer

Chinesisches Propagandatheater

Im Inneren Chinas ziehen Truppen von Schauspielern und Dilettanten herum und veranstalten patriotisch-propagandistische Vorstellungen. Die Frauengestalten links und rechts allegorisieren Friede und Freiheit. Das ausdrucksvolle Mittelbild ist einer Szene entnommen, der den Überfall eines chinesischen Mädchens durch einen bewaffneten feindlichen Sodaten zeigt. (Aufnahmen Julius Eigner).







Eine weltgeschichtliche Mah-Jong-Partie

Chinesen lieben bunte Darstellungen zeitgenössischer politischer Vorfälle. Diese farbenfrohen Bilder sind sehr billig zu haben. Das in sechs Farben gedruckte Plakat z.B., das hier verkleinert wiedergegeben ist, und im Original etwa 50 zu 75 cm misst und, damit es leichter aufgehängt werden kann, oben und unten mit je einem Metallstäbchen versehen ist, kostet nur 20 chinesische Cents, das sind etwa 8 Reichspfennig oder 13 Schweizer Rappen, 3 amerikanische Cents.

Das Bild will die Münchner Konferenz veranschaulichen, die Ende Oktober des vorigen Jahres stattfand. Wüsste man nicht, wer die vier Regierungshäupter Englands, Frankreichs, Italiens und Deutschlands sind, hätte man wahrscheinlich Schwierigkeiten, alle Mitspieler dieser phantasierten Mah-Jong-Partie zu erkennen. Mr. Daladier kann man z.B. nur per exclusionem agnoszieren. Am Duce befremdet nicht nur, dass Haare zu sehen sind, sondern auch die keineswegs italienische Uniform. Einigen der Staatsmänner ist ein Beigeschmack von ostasiatischen Gesichtszügen verliehen worden. Besser getroffen sind die vier Zuschauer: Stalin, Roosevelt, Chiang Kai-shek und Prinz Konoye, der damals noch japanischer Ministerpräsident war. Links oben eröffnet sich der Anblick eines Tanzraumes, in dem man Tänzerinnen in seitwärts geschlitzten chinesischen Gewändern sieht, rechts wird zum Gegensatz eine grosse Schlacht gezeigt, in der zu Fuss und zu Pferd, zu Wasser und in der Luft gekämpft wird. Die chinesische Aufschrift über dem Mittelportal bedeutet: "Die Welt wünscht Frieden." Wer das edle Mah-Jong-Spiel beherrscht, mag versuchen, aus der Spiellage zu entnehmen, was sich der chinesische Künstler über die Chancen dieser weltgeschichtlichen Partie gedacht hat.

LEPRA UND ABERGLAUBE

Nach einem englischen Rundfunkvortrag von Dr. Frederick Reiss, Professor der Dermatologie am National Medical College, Shanghai

Die Lepra ist in China stark verbreitet. In gewissen Provinzen leidet bis zu 1% der Bevölkerung an dieser Krankheit, 1 bis 2 pro Mille ist das Verhältnis in der Mehrzahl der Provinzen, indes 3 Provinzen, Hopei, Shansi und Honan, ziemlich frei von Lepra sind. Auf dem flachen Lande ist sie stärker verbreitet als in der Stadt, doch strömen aus den Dörfern viel lepröse Bettler in die Grosstädte. Die chinesische Regierung hat eigene Ausschüsse für Lepra-Angelegenheiten. Der bekannte Shanghaier Dermatologe Prof. Reiss, der sich grade mit dieser Hautkrankheit seit jeher viel beschäftigt hat, ist wissenschaftlicher Berater der Chinese Mission to Lepers. Angesichts der Wichtigkeit, das grosse Publikum zureichend über diese Krankheit aufzuklären, hat Prof. Reiss von der Shanghai Christian Broadcasting Station einen englischen Rundfunkvortrag über "Lepra und Aberglauben" gehalten. Er ist dann in den grösseren Zusammenhang eines Aufsatzes in der Zeitschrift "Leper Quarterly" aufgenommen worden, woher wir ein Stück hier in Uebersetzung wiedergeben. Für manchen unserer Leser, denen gruslig ausgeschmückte Erzählungen über Ansteckungen nicht geringen Schrecken eingeflösst haben, wird es eine Erleichterung sein, von einem so erfahrenen Spezialisten über die geringe Gefahr der Lepraansteckung aufgeklärt zu werden.

China ist ein besonders ergiebiges Feld, um den Einfluss des Aberglaubens auf das menschliche Seelenleben zu beobachten. Man kann ohne Übertreibung sagen, dass es kaum noch ein Land gibt, wo der Aberglaube nicht nur das gewöhnliche alltägliche Leben beeinflusst, sondern in solch hohem Grade die Massen durchdrungen hat, dass er selbst in ernsteren Angelegenheiten eine entscheidende Rolle spielt.

Aberglaube hat mit Religion oder religiösen Vorstellungen nichts zu tun, obschon er in früher Zeit einen religiösen Anstrich gehabt haben mochte. Besonders gilt dies für China. Krankenheilung und Religion sind eng miteinander verwoben und auf früher Stufe war der ärztliche Beruf ein Monopol der Priester. Obschon der Taoismus ursprünglich eine Philosophie war, wurde er später eine weitverbreitete Religion und entartete schliesslich in einen Aberglauben, der durch viele Jahrhunderte von wesentlichem Einfluss auf das chinesische Volk war.

Der Aberglaube macht den Chinesen ziemlich erfinderisch und allerlei Arten von Kniffen werden ausgeklügelt, um den Geistern und Göttern gefällig zu erscheinen oder um sie zu prellen. Als in den Jahren 1893 und 1894 in Canton die grosse Pestseuche wütete, dachte die erschrockene Bevölkerung an alle möglichen Hilfsmittel und verfiel schliesslich auf die Idee, das Neujahrsfest vorzeitig zu feiern, was schon früher während Choleraepidemien geübt wurde. Grosse Festlichkeiten sollten veranstaltet werden, Gott hätte erscheinen sollen und zu seiner Überraschung erkennen, dass er irrtümlich eine ungeeignete Zeit für eine Epidemie gewählt habe und er hätte folglich alle erdenklichen Vorkehrungen getroffen, dass diese Geissel ihr Werk einstelle.

Alle Mythen, Aberglauben, rechtliche und soziale Gebräuche eines Volkes, die sich auf die Grundtriebe der Selbsterhaltung und Fortpflanzung gründen, zeigen weitgehend übereinstimmende gemeinsame Züge. Die menschlichen Rassen und Rasseneigenschaften mögen sich ändern, das menschliche Herz bleibt dasselbe. Das angeborene Grauen vor Krankheit und Tod, das durch die Geschichte des Menschengeschlechtes geht, zeigt nur wenig Abweichungen. Das übereinstimmende Moment aller Erscheinungen auf dem Gebiete der medizinischen Folklore ist die Vorstellung, dass Geister oder andere übernatürliche Gewalten die Verursacher von Krankheit und Tod sind. Die primitive Medizin kann daher von der primitiven Form des religiösen Glaubens nicht getrennt werden.

Eines der grössten Probleme, dem sich China bis heutzutage gegenübergestellt sieht, ist das der Lepra. Man stösst immer wieder auf Tatbestände, die einen von der Notwendigkeit überzeugen, das Publikum besser aufzuklären, damit eingefleischter Aberglaube und Unwissenheit, womit diese geheimnisvolle Krankheit noch immer umgeben wird, gebannt werden. "Etwas zu wissen, ist eine Sache für sich. Aber nur zu glauben, man wisse, ist eine andere. Zu wissen ist Wissenschaft, nur zu glauben, man wisse, ist Unwissen." Diese Worte hatte, auf der Höhe der griechischen Kultur, Hippokrates gesprochen, der dem medizinischen Denken für Jahrhunderte Anregungen gab. Mit dem Verfall der antiken Kultur war das hippokratische Ideal der klaren Vernunft bereits verblasst und es öffnete sich Tor und Tür jenen Spekulationen und Aberglauben, die dem Auftreten der modernen Medizin vorangingen. Eine Mischung von Unwissenheit und Aberglauben in Bezug auf die Lepra, verknüpft mit Magie und Götzenkult, findet sich in frühen chinesischen Zeugnissen ebenso, wie sie für die Medizin in der Frühzeit der europäischen Völker belegt ist.

Chang Hwa (300-232 v.Chr.) behauptete, dass gewisse in Flüssen lebende Tiere, Yu genannt, die Lepra verursachen, indem sie, ausspeiend, Kies in die Haut der Badenden gelangen lassen. Nach den alten chinesischen Schriften von T'sai Yao Lu und Lei-Kung-Yao-Tui (6. Jh. v.Chr.) ist die Ursache der Lepra eine Verstopfung der Kanäle unter der Haut zufolge eines bösen Windes, was Anschwellungen, Ausschlag und Geschwüre nach sich ziehe. Die Behandlung mit Moxa, einem aus der Artemisia chinensis gewonnenen Präparat gründet sich auf denselben Gedanken. Indem man Moxa auf gewissen Teilen der Haut abbrennt, — ein ziemlich schmerzhaftes Verfahren, das bis auf unsere Tage von Kräuterärzten in China und Japan gehandhabt wird, — schafft man einen Ausgang für die Abfuhr der bösen Winde, denen die Lepra zugeschrieben wird. Die Angst, sich Lepra durch körperliche Ausdünstung Anderer zuzuziehen, besteht noch in China, besonders im Süden. Wenn ein Leprakranker stirbt, werden die Fenster aufgerissen, damit die verseuchte Luft den Raum verlassen könne. Selbst in der Nachbarschaft eines solchen verseuchten Hauses werden keine Speisen bereitet, aus Angst, dass Keime in die Lebensmittel eindringen könnten. Es ist ein weitverbreiteter Glaube, dass die beste Vorkehrungsmassnahme die Aufrichtung eines Sprösslings des Pisangbaumes über der Eingangstüre sei. In Amoy durften Leichen von Leprakranken nicht begraben werden, aus Angst, dass die Krankheit durch das Erdreich auf die Überlebenden übertragen werden könnte. Statt begraben zu werden, wurden solche Leichen ins Meer geworfen, oder nahe des Meeres in Holzkisten ausgesetzt.

Die alte Theorie, dass die Lepra auf den Genuss gedörrter Fische zurückgeht, hat sich bis vor kurzem erhalten und ist u. a. auch von einem hervorragenden britischen Dermatologen unterstützt worden. Während wir den Gedanken, dass getrocknete Fische Infektionen verschulden können, an sich ablehnen, teilen wir diese Meinung immerhin insofern, als Leute, deren Kost zum grossen Teil aus getrockneten Fischen besteht, zufolge des geringen Vitamingehaltes ihrer Ernährung für Infektionen empfänglich werden. Die neuesten Untersuchungen legen uns die Annahme nahe, dass Vitaminmangel von grösserer Bedeutung für die Verbreitung der Lepra ist.

Die Angst vor Ansteckung mit Lepra datiert dreitausend Jahre zurück. Schon zu alttestamentlicher Zeit wurden strenge Vorkehrungen getroffen. Manche Autoren finden es allerdings fraglich, ob die in der Bibel beschriebene "Zaarath" sich mit dem modernen Krankheitsbild der Lepra deckt. Jener Name scheint sich auch auf andere, der Lepra ähnliche Hautkrankheiten zu erstrecken. Die mit den ähnlichen Krankheiten Behafteten mussten eben dasselbe traurige Los auf sich nehmen wie die wirklich "Unreinen."

Die Absonderung der Leprakranken wurde mit erbarmungsloser Strenge durchgeführt. Man betrachtete sie nicht so sehr als von einem Unglück Betroffene, sondern eher als grosse Sünder, die zur Sühne die von Gott gesandte Strafe zu erdulden hatten. Sie waren gleichsam moralisch Ausgestossene und der Akt der Ausstossung galt nicht etwa als eine Vorbeugungsmassnahme im Sinne unserer modernen Hygiene, obschon Moses, der erste grosse Hygieniker, den ansteckenden Charakter dieser Hautkrankheit bereits geahnt haben mochte. In diesen biblischen Tagen war die Angst, sich diese Krankheit zuzuziehen, besonders durch die Ausatmung Anderer, sehr gross, wofür im Buche Hiob ein Beleg zu finden ist. "Mein Hauch ist meiner Frau fremd geworden," sagt Hiob (19,17). Die mittelalterlichen Darstellungen, auf denen das Bedecken des Mundes mit der Hand als eine Schutzmassnahme zu sehen ist, bezeugen die Angst vor der Leprainfektion. In einer der seltensten Bibelhandschriften (Biblia Sacra) stellt das fünfte Initiale Hiob dar, mit Körperausschlag bedeckt. Sein verängstigtes Weib sieht man ihm das Essen aus einer Entfernung reichen, mittels eines langen Stabes, um die Berührung zu vermeiden.

Während der Zeit der Kreuzzüge wurden die Leprakranken schweren Gottesurteilen unterworfen, und nach verlässlichen Berichten spielte sich die Zeremonie der Absonderung, wie sie auf dem europäischen Kontinent und auf den britischen Inseln geübt wurde, wie folgt ab. Personen, die dieser Krankheit verdächtig waren, wurden zunächst vor ein kirchliches Gericht geladen und dann zweien oder mehreren Wundärzten zur Untersuchung übergeben. Lautete der Befund auf Lepra, so wurde das Absonderungsdekret (Separatio leprosorum) in der Pfarrkirche verlesen. Am nächsten Sonntag wurde der Kranke durch eine Abordnung von Priestern aus seiner Wohnung herausgeholt, auf eine Totenbahre gelegt, mit schwarzem Tuch bedeckt und so von den Priestern, die dabei das "Libera me" sangen, in die Kirche getragen. Daselbst wurde die Bahre auf ein Gerüst gestellt, der Leprakranke blieb dort liegen und konnte seiner eigenen Leichenfeier zuhören, nach deren Schluss die versammelte Gemeinde an ihm vorbeizog, seinen Leib mit Weihwasser besprengend und Lebensmittelgaben hinlegend. Dann führte eine Trauerprozession, mit dem Kreuze voran, den Leprakranken zur Hütte, in der er fortan einsam sein Leben fristen musste, bis der Tod ihn wirklich abberief. Handschuhe, Signalklappern und eine

grossen Napf gab ihm der Priester mit. Man warf Erdschollen aus dem Friedhofe über die Hütte und sang das "De Profundis."

"Siis mortuus mundo, vivus iterum Deo — Gestorben für die Welt, lebe wieder in Gott," sprach der Priester zu dem Unglücklichen und versicherte ihm, dass die Kirche in ihren Gebeten seiner gedenken werde. Und dann verkündete er das Urteil:

"Ich verbiete Dir, eine Kirche oder ein Kloster zu betreten, oder eine Mühle, ein Backhaus oder einen Markt, oder jeglichen Platz, an dem Leute zusammenkommen!"

"Ich verbiete Dir, mit nackten Füssen zu gehen, oder aus Deiner Hütte zu treten ohne Dein Lepragewand und ohne Deine Klapper!"

"Ich verbiete Dir, Dich selbst oder was immer, das Dir gehört, in einem Flusse, in einem Strome, oder an einem Brunnen zu waschen; das Wasser, dessen Du bedarfst, fülle mit dem Napf in Dein Fass!"

"Ich verbiete Dir, etwas zu berühren, was Du erwerben willst, bevor Du es erworben hast!"

"Ich verbiete Dir, Deinen Fuss in eine Schenke zu setzen!"

"Ich verbiete Dir, wenn Du auf der Strasse angesprochen wirst, eine Antwort zu geben, bevor Du nicht wahrgenommen hast, nach welcher Richtung der Wind bläst!"

"Und ich verbiete Dir, in engen Gassen zu wandeln!"

"Ich verbiete Dir, einen Brunnen oder einen Brunnenstrang mit unbehandschuhten Händen zu berühren!"

"Ich verbiete Dir, Kinder zu berühren oder ihnen irgend etwas zu reichen!"

"Ich verbiete Dir, mit irgend jemand zusammen zu speisen, es sei denn, er ist ein Aussätziger wie Du selber!"

"Und ich gebe Dir kund, dass Dein Leib, wenn Du stirbst, in dieser Höhle begraben werden wird und nicht in geweihtem Erdreich . . ."

Nachdem dieses entsetzliche und vernichtende Urteil ausgesprochen worden ist, pflanzte der Priester ein hölzernes Kreuz vor die Tür, hängte daran eine Lade für Almosen und dann wurde der Leprakranke allein gelassen.

Gewisse Ansichten und abergläubische Vorstellungen, die der Menschheit eingefleischt sind, im Osten ebenso wie im Abendland, können nur durch Aufklärung der Bevölkerung beseitigt werden. Aberglaube und Angst, auf Unwissenheit gegründet, haben schon sehr viele Opfer unter den Leprakranken gefordert. Die unbarmherzige Niedermetzelung von Leprakranken in Südchina im Jahre 1937 bezeugt dies. Bevor die moderne Medizin dem Publikum nicht die Augen öffnet und die Unwissenheit nicht durch die wissenschaftliche Wahrheit ersetzt wird, werden sich solch grausame Vorfälle in China immer wiederholen.

"Wenn ich auch nicht leugne," sagt Prof. Reiss, "dass die Lepra ohne jeden Zweifel eine ansteckende Krankheit ist, glaube ich entschieden nicht, dass sie es in hohem Masse ist." Sie ist ganz sicher weniger ansteckend als z.B. die Syphilis oder die Tuberkulose, und mit Fällen dieser beiden Krankheiten kommen wir doch in unserem täglichen Leben in Berührung. Wäre die Lepra auch nur halb so ansteckend wie die Lungensucht, so wäre China wesentlich stärker von der Lepra infiziert, als es jetzt der Fall ist. In China hat sich lange der Glaube gehalten, dass Lepra durch geschlechtlichen Umgang übertragen wird und vererbt bis aufs dritte Glied, eine Ansicht, die auch vom Royal College of Physicians bis 1865 geteilt worden ist. Dabei wurde erst 1871, als Hansen den Leprabazillus entdeckte, der ansteckende Charakter wissenschaftlich festgestellt. Dieser Bazillus ist ein Organismus, der dem Tuberkelbazillus sehr ähnlich sieht, aber seine Infektionsfähigkeit ist nur halb so gross, da er sofort nach Verlassen des menschlichen Körpers stirbt.

Natürlich darf man aus dieser Tatsache nicht etwa die Folgerung ziehen, dass Leprafälle in sorgloser Weise behandelt werden sollen unter Missachtung der Grundsätze der modernen Hygiene und der vorbeugenden Medizin. Der wiederholte und enge Kontakt ermöglicht eine gehäufte Ansteckung und damit die Verbreitung der Lepra. Zumal gilt dies für Kinder, die der Ansteckung im allgemeinen stärker ausgesetzt sind als die Erwachsenen. Ich bin dessen sicher, dass, wenn alle Kinder Leprakranker gleich nach der Geburt von ihren Eltern abgesondert werden würden, diese Krankheit automatisch verschwinden würde. Man darf nicht vergessen, dass alle Kinder, die von Leprakranken zur Welt gebracht werden, im Zeitpunkte ihrer Geburt frei von diesem Übel sind. Aber andererseits müssen sie als potenzielles Lepramaterial betrachtet werden. Aus Molokai wurden Kinder von ihren leprakranken Eltern entfernt und nach Honolulu gebracht. Man sorgte für sie bis zum 21. Lebensjahr. Durch 30 Jahre hat dieses Verfahren so ausgezeichnet funktioniert, dass nicht ein einziges Kind Lepra bekam. An Kindern hat man es ferner gut erkennen können, dass die Leprabazillen vorzugsweise an den Wangen, Beinen und am Gesäss in die Haut eindringen.

Dass auch Erwachsene sich manchmal anstecken können, ist zwar beobachtet worden, doch in der Mehrzahl der Fälle geht die Ansteckung bereits auf die früheste Jugend zurück. Zufällige Ansteckung von Aerzten ist sehr selten und es scheinen nur zwei Fälle in der Literatur belegt zu sein. Der eine davon ist die freiwillige Infektion von Dr. Ligodaky, der sich 1934 in Gegenwart dreier Aerzte selbst infizierte. Vier Monate später entwickelte er das klinische Bild der Krankheit und 1937 berichtete er seine Heilung als Ergebnis der Behandlung mit Chaulmogra-Oel. Die experimentelle Übertragung auf menschliche Lebewesen erwies sich bisher garnicht so leicht. Arning, der hervorragende deutsche Hautspezialist, injizierte infektiöses Material mehr als 100 Sträflingen in Hawai, natürlich mit ihrer Zustimmung. Nur ein Einziger unter ihnen zeigte nach einem Jahr Zeichen von Lepra und auch dieser Fall bildet keinen überzeugenden Beweis, da nachträglich sich herausstellte, dass der Bruder des Betreffenden vor mehreren Jahren an Lepra gelitten hatte, von dem er sich die Krankheit zugezogen haben mochte. Es wird auch von russischen Rekruten berichtet, die im Weltkrieg, um dem Militärdienst zu entgehen, in ihre künstlich erzeugten Wunden von Leprakranken gewonnenen Eiter gerieben haben. Seither sind mehr als zwanzig Jahre verstrichen und nicht ein Einziger von ihnen hat sich die Lepra zugezogen. Man könnte noch weitaus mehr solche Beispiele anführen, um zu zeigen, wie gering die Wahrscheinlichkeit ist, die Lepra zu bekommen. Aerzte und Pfleger arbeiten jahrzehntelang in Lepra-Anstalten, ohne Merkmale der Lepra zu zeigen. In der Leprakolonie von Aqua de Dios (Kolumbien), wo 3500 Kranke abgesondert leben, hat die Oberin 40 Dienstjahre hinter sich, ohne jemals ein Anzeichen von Lepra gezeigt zu haben. In der Nachbarschaft dieser Leprakolonie leben 4500 gesunde Menschen verschiedener Beschäftigung, unter ihnen viele Verwandte und Kinder der abgesonderten Leprakranken, aber kein Fall von Infektion ist jemals unter ihnen festgestellt worden.

Die Einwände, die man gegen die Errichtung von Leprosarien zu machen pflegt, entbehren jeglichen Grundes und gehen zumeist auf vernunftwidrige Vorurteile zurück. Einzig der enge und dauernde Kontakt schafft die Möglichkeit der Krankheitsübertragung, wohl verstanden bloss die Möglichkeit, denn tatsächlich findet die Ansteckung selbst in solchen Fällen, selbst in der dauernden Gemeinschaft des Ehelebens nur vereinzelt statt. Lowe berichtet aus Indien einen einzigen Fall ehelicher Ansteckung innerhalb von 400 Ehepaaren mit einem kranken Partner und Lodder aus Niederländisch-Indien einen Fall unter 150 Ehepaaren. Fidanza fand allerdings 15% eheliche Infektionen in Argentinien, dieser hohe Prozentsatz ist aber ungewöhnlich.

Unter den vielen hunderten von Leprakranken, die Professor Reiss in Shanghai während der letzten 10 Jahre untersucht hatte, fand er weniger als 1% eheliche Ansteckungsfälle. Da diese Zahl aus städtischen Fällen errechnet worden ist, die Lepra aber eher ein Übel des flachen Landes ist, mag diese Zahl immerhin eine gewisse Modifikation vertragen.

Schlechte hygienische und Ernährungsverhältnisse sind die Hauptmomente, die den Menschen für die Acquisition der Lepra empfänglich machen. Ob dem Klimawechsel eine grosse Wichtigkeit zugeschrieben werden kann, ist umstritten, wie denn überhaupt die wissenschaftliche Erforschung der Lepra noch viel Unzulänglichkeiten aufweist. Auch die Frage der Heilung gibt der Wissenschaft noch viel zu tun. Die Erwartungen, die die wissenschaftliche Welt auf die Untersuchungen von Prof. Reenstjerna in Upsala setzte, haben sich leider nicht erfüllt.

Hier handelt es sich nur darum, zu zeigen, wie Aberglaube, Vorurteil und Unwissenheit die Arbeit der Leprosarien hemmt. Aberglaube ist ein sehr gefährlicher Führer und die Übel, die er im Verlaufe der Jahrhunderte heraufbeschworen hat, sind unabsehbar. Der Aberglaube und seine Sprösslinge, Angst und Unwissenheit, haben unzählige Motive für grausame Aktionen geliefert, und es sollte jede Anstrengung gemacht werden, um eine Atmosphäre besseren Verständnisses für die Probleme der Lepra zu schaffen, damit an Stelle von Spekulation und Phantasmagorie die Grundsätze der modernen analytischen Medizin das Gesetz des Handelns bestimmen.

INTERNATIONALES SETTLEMENT

Aus der "Bekanntmachung Nr. 5074"

Cholera-Impfung

Ausländer und Chinesen, die sich keinen eigenen Arzt leisten können, werden bei folgenden Gesundheitsamtfilialen (Branch Health Offices) unentgeltlich gegen Cholera geimpft:

	Tel.	Zeit
270 N. Fokien Road (Ecke Tsepoo Road)	40277	2–5 n.m.
340 Hankow Road	90273	2–5 n.m.
667 Foochow Road	91574	9–12 v.m.
380 Avenue Road	30447	2–5 n.m.
160 Markham Road	30449	9–12 v.m.
435 Robison Road (Ecke Ferry Road)	31076	9–12 v.m.
1360 Yu Yuen Road	20346	2–5 n.m.
Hongkew Markt (Amt im 2. Stock)	40274	9–12 v.m. und 2–5 n.m.

Mit Ausnahme von Samstag nachmittags und von Sonntag.

Choleraimpfstoff für Gruppen und Einzelpersonen, die von ihren eigenen Aerzten geimpft zu werden wünschen, ist auf Grund einer schriftlichen Eingabe an den Kommissär für öffentliches Gesundheitswesen (Commissioner of Public Health) erhältlich.

Zeugnisse über erfolgte Impfung stellen die obigen Gesundheitsamtfilialen aus.

Council Chamber
Shanghai, 6. April 1939.

i. A.
G. Godfrey Phillips
Sekretaer

PIDGIN - ENGLISH

wird doch kein Lehrfach in den Schulen Shanghais

I

Für einen ihrer öffentlichen Diskussionsabende hat die Young Men's Christian Association in Shanghai vor kurzem ein interessantes Thema angesetzt. A. L. McCorkindale, Lehrer an der Public & Thomas Hanbury School, stellte die These auf, "dass man in den Schulen Shanghais Pidgin-English unterrichten solle." Der Redner ging davon aus, dass die nahezu vier Millionen Chinesen der Stadt zum allergrössten Teil nicht einmal den Versuch machen, Englisch zu erlernen und dass die meisten jener verhältnismässig wenigen Chinesen, die in der Schule englisch lernen, dadurch zwar hinreichend gequält werden, dass aber nicht sehr viele unter ihnen dazu gelangen, annehmbar englisch zu sprechen. Andererseits lernen weder die Engländer und Amerikaner, noch die anderen Fremden die Sprache der Einheimischen. Eine Verständigung sei nur mittels jenes einfachen Mischidioms möglich, das man Pidgin-English nennt. Man ziehe also die Konsequenz aus dieser Erfahrung, mache Pidgin zum obligatorischen Schulfach für Fremde und Chinesen und das babylonische Sprachenchaos Shanghais werde gebannt sein.

An der lebhaften Debatte nahmen meistens Vertreter des Lehrfaches teil und sie wiesen entsetzt die Zumutung zurück, an der Verhunzung der Sprache Shakespeares aktiv mitzuwirken. Vergeblich erklärte der "Proposer," dass man schliesslich auch Shakespeare in Pidgin übertragen könnte, und wer den Monolog *to be or not to be* jetzt nicht erfassen kann, würde dann den künstlerischen Genuss haben, jene hamletsche Frage in der Pidgin - Fassung *can do — no can do* gut zu verstehen, — vergeblich führte er alle Waffen englischen Humors ins Treffen, verstärkt durch die Reserven seines Schottentums, der "Opposer," H. S. Bartley von der Ellis Kadoorie Public School for Chinese, fand mehr Unterstützung in der Debatte, und die Versammlung, sorgfältig nach bewährten Regeln des englischen Parlamentarismus vorgehend, brachte schliesslich die umstürzlerische These des Abends mit Zweidrittelmehrheit zu Fall.

Schade, wird mancher europäische Neuankömmling in Shanghai sagen. Denn einfach, das muss man zugeben, ist das Pidgin - English. Seine "Grammatik" verursacht wenig Sorgen. Das Zeitwort z.B. wird überhaupt nicht konjugiert. *Go* bedeutet ausserdem auch *went* und *gone*, und *makee* ist sowohl *make* als *made*. Will man in Pidgin dennoch Vergangenheit oder Zukunft besonders ausdrücken, so müssen die Wörter *already* und *tomorrow* aushelfen. In der Aussprache lauten diese beiden Hilfswörter natürlich: *aledy* und *tomollo*. *My already go to Hongkew* — ich bin nach Hongkew gegangen. *my tomorrow go to Hongkew* — ich werde nach Hongkew gehen, — dass dieser vorausgesagte Weg nach Hongkew nicht genau *tomorrow* erfolgen wird, vielleicht auch nicht übermorgen, das gehört zu den vielen Dingen des Machtnichts, des *maskee*.

Einige typische Beispiele aus dem Shanghaier Pidgin: *My savvy*, ich weiss, verstehe, *my no savvy*, ich weiss nicht, verstehe nicht, *my wantchee*, ich will, *my wantchee walkee*, ich will spazieren gehen, *walkee-walkee-fish*, lebender Fisch, *pay my*, zahle mir, aber auch allgemein gib mir, *pay my look se*, lass es mich sehen. *Savvy-box*=Gehirn (wörtlich "Wissen-Kiste") erinnert mit seiner Umschreibung an die Art, mit der das spezielle Südsee-Pidgin, über das noch weiter unten die Rede sein wird, sich über die Armut seines Wortschatzes hinweghilft.

In Shanghai erzählt man sich die Geschichte von einer jungverheirateten Engländerin, die frisch hergekommen war und der als Hausboy ein gewisser Wong empfohlen wurde. Nach seinen Gehaltsansprüchen befragt, antwortete Wong:

Ten Dollars and I eat you and I sleep with you (zehn Dollar und ich esse Sie und ich schlafe mit Ihnen).

Die entsetzte Tochter Albions musste sich erst von dritter Seite erklären lassen, dass pidginisch "freie Station," d.h. Verpflegung und Quartier gemeint war.

Eine starke Förderung hat übrigens das Pidgin in Shanghai auch von Seiten der russischen Immigranten erfahren. Manche unter ihnen, die sozusagen nur innerhalb der russischen Kolonie leben und mit anderen Fremden kaum in Berührung kommen, scheinen geringes Bedürfnis zu haben, englisch tadellos zu erlernen und eignen sich zum Verkehr mit chinesischen Angestellten, Verkäufern, Hausdienern, Rikschakulis das Handvoll Vokabeln Pidgin an.

Manches in den chinesischen Hafenstädten aufgekommene Pidgin-Wort ist in den allgemeinen englischen Sprachgebrauch der fünf Erdteile übergegangen. Das Wort *chow - chow* bucht z.B. auch das bewährte Muret - Sanderssche Wörterbuch des Langenscheidtschen Verlags mit den beiden Bedeutungen: 1) Gemisch, Mischmasch von allerlei Dingen, 2) chinesisches Mahl, Diner. Die reiche Vielseitigkeit eines chinesischen Gastmahls gab Anlass dazu, für den Begriff eines vielgängigen Mahls dieses anglo - indische Wort in des "Königs Englisch" aufzunehmen. Man kann auch in den Shanghaier Zeitungen englischer Zunge häufig lesen, dass Lady Soundso zur Abschiedsfeier für einen abreisenden Diplomaten ein *delightful chow* geboten hat, und Nachtlokale — besonders in der Hafengegend — inserieren gelegentlich: *chow at decent prices*. Zugrunde liegt diesem Pidgin - Worte das chinesische *chi - fan* (in der dominierenden Mandarin-Mundart = essen, Speise). Ein anderes verbreitetes Pidgin - Wort ist *chop - chop*. Der Master treibt damit die Untergebenen zur Eile an, der Rikschahfahrer den Kuli usw. Zugrunde liegt kantonesisch *kip-kip*, mandarin *kap - kap* = schnell, etwas schnell machen. Ausserdem gibt es auch das Pidgin - Wort *chop* allein, das vielleicht indischer Herkunft ist; es bedeutet: amtlicher Stempel, Dokument, Zollschein, im Handel auch Sorte, Qualität, daher im allgemeinen englischen Slang *first chop* = erster Güte. Aus dem chinesischen Pidgin ist ferner in das allgemeine englische Slang eingegangen: *cow-cow* = zornig sein, heftig ausschelten.

II

Ueber die Herkunft des Wortes "Pidgin" gibt es zwei Erklärungen, eine falsche und eine richtige. Die falsche führt das Wort auf einen chinesischen Ausdruck zurück: *pi chun* bedeutet in der Shanghaier Mundart Richtschnur, Anleitung, Normalmass. Die ersten Chinesen, die Englisch konnten, hätten ihren Landsleuten "Anleitung" gegeben, wie sie sich mit den Fremden verständigen sollen und daher sei *pi chun* = *Pidgin* der Name dieses Minimumenglisch geworden. In Wirklichkeit ist Pidgin (man schrieb übrigens früher fälschlich auch Pigeon - English und übersetzte es als "Tauben - Englisch") nichts Anderes als die Verballhornung des englischen Wortes *business*. Die Einheimischen machten gern "Geschäfte" mit den ersten europäischen Seeleuten, die in China an Land gingen. Sie verkauften ihnen Speise und Trank und führten sie zu freundlichen Mädchen. Pidgin ist eine Notmischung für den Handels- und Geschlechtsverkehr, ein schrifttumsloses Notbehelfsidiom, wie die sogenannte Lingua Franca, ein Potpourri aus Französisch, Italienisch, Spanisch, Neugriechisch und Arabisch, das sich, einst an den Küsten des Mittelmeeres stark verbreitet, jetzt in der Hauptsache auf die Hafenorte in Algerien, Tunis und Tripolis beschränkt, wie die lingoa geral (allgemeine Sprache), eine Kreuzung des Portugiesischen mit der eingeborenen Tupisprache in Brasilien, das Tschinuk, eine in Nordamerika, im Staate Oregon am Oberlauf des Columbiaflusses entstandene englisch - indianische Zwittersprache, Kru-Englisch, portugiesisch durchsetzt und von Negern an der Westküste Afrikas, besonders in Liberia, gesprochen, das Babu - Englisch in Indien usw. (Ich verweise auf die Abhandlung "Sprachmengerei" in meinem Buche "Im Dickicht der Sprache," Wien, 1937.)

Pidgin, die bekannteste und verbreitetste dieser Kompromiss - Sprachen ist in den chinesischen Hafenorten entstanden und grade Shanghai kann vielleicht als seine Geburtsstätte im engeren Sinne bezeichnet werden. Seine Verbreitung geht aber über China und sogar über Ostasien hinaus. Zufolge Ueberflutung der Kolonien durch chinesische Kulis, Handwerker und Kaufleute ist jetzt Pidgin weit über den Stillen Ozean verbreitet und durch Zutaten sowohl aus dem Portugiesischen und Holländischen, als auch aus den Eingeborenensprachen Polynesiens und Melanesiens gewürzt. Wenn man aber auch das mit Brocken eingeborener Sprachen durchsetzte Minimumenglisch, das auf den Inseln der Südsee als Verkehrssprache zwischen Weissen und Eingeborenen dient, unter den Begriff des Pidgin subsummieren darf, hat man immerhin für den Südseezweig des Pidgin auch eine eigene Bezeichnung: *Sandelwood-English* (Sandelholz - Englisch) oder *Beach-la-mar*. (Letzterer Name hat nichts mit englisch *beach* = Strand zu tun; er kommt von portugiesisch *bicho de mar*, was wörtlich Seewurm bedeutet; es ist der Name des Trepangs, der von den Chinesen als Leckerbissen geschätzten Seegurke; die Franzosen verderbten das Wort zu *bêche de mer* = Seespaten, woraus dann englisch *beach - la - mar* wurde.)

Einige Beispiele aus dem Pidgin der pazifischen Gebiete:

Allo plopa (mit chinesischer Ersetzung des *r* durch *l* in englisch *all proper*) = sehr richtig. Aehnlich erklärt sich *ollo flen* = alter Freund aus englisch *old friend*.

Joss - house - man=Priester (*joss* = Gott, Götze von portugiesisch *deos*).

Cow-oil oder *cow - grease* = Butter (eigentlich Kuh-Oel, Kuh - Fett, wörtlich übersetzt aus dem Chinesischen).

Kai, gesteigert *kaikai* = essen, fressen, reines Eingeborenenwort); z.B. *my belly no got kaikai* = ich bin hungrig (mein Wanst nein kriegen Essen).

Pickaninny = Eingeborenenkind (nach spanisch *pequeno*, aus der spanischen Kolonistenzeit in Amerika).

Pisupo = Lebensmittelkonserve (von englisch *pea - soup*, Erbsensuppe).

Bulopenn = Schmuck, Zierde (von *blue paint*, blauer Anstrich).

Nusipepa = Brief, Schriftstück, Druckwerk (von *newspaper*, Zeitung); *he savee look along newspaper* = er kann lesen (er wissen schauen entlang Zeitung).

On piecee man no - hop dolla dat man so bad inisy as no - ho lifey bedeutet: wer kein Geld hat, ist so übel dran, als wäre er tot (wörtlich: ein Stück Mann nicht haben Dollar ist so übel unangenehm als nichthaben Leben).

Jump inside, wörtlich: inwendig springen, bedeutet: erschrecken; *inside*, diese Erfahrung kann man auch in Shanghai gut machen, gehört zu jenen Pidgin-Wörtern, die wie die chinesischen Schriftzeichen in mannigfaltigen Bedeutungen angewendet werden können. U.a. kann *inside* bedeuten: innen, innerhalb, Innenseite, Herz, Seele.

Die Frage *you no savvy that fellow white man coconet belong he no grass* = kennst du nicht den kahlköpfigen weissen Mann? Wörtlich: du nicht kennen jener weisser Mann, Kokosnuss gehören er nicht Gras?

Der Begriff des Grases wird übrigens nicht nur zur Bezeichnung der menschlichen Haare herangezogen, er hilft auch, das Gefieder der Vögel zu benennen: *grass belong pigeon* (Gras gehören Taube) = Feder.

Ein Dampfschiff mit drei Masten und zwei Schornsteinen ist *three piecee bamboo two piecee puf-puf, walk-along inside,* d.h. drei Stück Bambus, zwei Stück Pöff-Pöff, geh-vorwärts (= Maschine) inwendig.

In Neu-Guinea wurde für Klavier folgender Pidgin-Ausdruck gebucht: *big fellow bokus you fight him he cry,* grosser Kerl Kiste, du ihn schlagen, er schreit. Und andererseits für Ziehharmonika: *little fellow bokus you pull him he cry,* kleiner Kerl Kiste, du ihn stossen, er schreien.

Allgemein verbreitet ist die Bezeichnung *pulumaku* für das Rind und besonders für Büchsenfleisch. Man erklärt das Wort für eine samoanische Verderbung von englisch *bull and cow.* Der englische Seefahrer, der die Zucht des Rindes auf Samoa einführte, indem er einen Stier und eine Kuh hingebracht hatte, soll diese Tiere mit den Worten *this is a bull and a cow* vorgestellt haben. (W. Churchill hält die samoanische Entstehung von *pulumaku* für unwahrscheinlich, denn die Sprache der Samoaner kennt keinen k-Laut, und bringt den Ausdruck mit der Einführung des Rindes durch die Missionäre auf Fidschi in Verbindung.)

Häufig kommen Pidgindialoge in Jack Londons Südseegeschichten vor. Ubrigens hat man sich einmal auch amtlich des Pidgins bedient. Als das bis dahin deutsche Neu-Mecklenburg (jetzt Neu-Irland) im Bismarck-Archipel im September 1914 von den Australiern für das Britische Reich in Besitz genommen wurde, erliessen sie eine Proklamation an die Eingeborenen im reinsten Pidgin-English. Den Hoheitswechsel drückte darin folgender einprägsame Satz aus:

No more Kaiser! (Nix mehr Kaiser!)

III

Interessant ist, wenn man die Geschichte des Eindringens der englischen Sprache bei den Völkern Asiens und Ozeaniens verfolgt, zu beobachten, wie die Amerikaner, obschon sie viel später auf den Plan getreten sind, wesentlich mehr zur Verbreitung des Englischen beitragen als die Briten. 1919 konnte die Zeitschrift "English" schreiben: "Nach 8jähriger Besetzung der Philippinen durch die Amerikaner sprachen schon 800.000 Philippiner, also 10% der Eingeborenen, englisch (amerikanisch), während nach 150 Jahren britischer Herrschaft in Indien erst 3 Millionen, d.i. 1% der Eingeborenen, englisch sprechen." Auf den Philippinen hat seither das Englische noch wesentlich weiter um sich gegriffen.

Nicht umsonst haben die Vereinigten Staaten, nachdem sie Spanien besiegten und die Herrschaft auf den Philippinen antraten, sofort viele Hunderte von tüchtigen Lehrern auf die Inseln gesandt und binnen weniger Jahre ein wahres Heer von qualifizierten einheimischen Lehrern ausbilden lassen. Die heterogene Bevölkerung der Philippinen, unzählige malayische Idiome sprechend, was die Verständigung begreiflich sehr hindert, ist sozusagen erst durch eine Fremdsprache, durch das Englische, genauer gesagt durch das Amerikanische, zu einem einheitlichen Volke, zu einer Nation zusammengeschweisst worden. Es ist daher auch selbstverständlich, dass im primitiven Englisch der niederen Volksschichten immer mehr der amerikanische Einfluss verstärkt und der einstige spanische Spracheinschlag verdrängt wird. Auch sonst beginnt der amerikanische Spracheinfluss in Polynesien und Melanesien, selbst in britischen Kolonien und Mandatsgebieten, immer stärker zu werden als der britische.

Das gilt übrigens auch für die chinesischen Küstengebiete, wo einst Portugiesisch, dann Englisch und jetzt Amerikanisch den Sprachcharakter des Pidgins und aller Arten von Mischidiomen entscheidend beeinflusst. Einen Shanghaier Kuli, der vielleicht nur über einige Dutzend englische Wörter verfügt, *okay* sagen zu hören ist nun ebenso alltäglich, wie z.B. einen armen russischen Handwerker in Shanghai, der nur für seine Landsleute arbeitet und nur notdürftig etwas Englisch radebricht, in rein russischer Konversation *okay* sagen zu hören.

Dass das Englisch der Neuen Welt, das die Amerikaner in Ostasien und auf den Südseeinseln zur Verbreitung bringen, nicht grade jenes Shakespearesche Englisch ist, in deren Verteidigung die britischen Lehrer an dem eingangs erwähnten Shanghaier Diskussionsabend den pidginfreundlichen Antrag zu Fall brachten, muss allerdings zugegeben werden.

A. J. Storfer

Ka-de-O

Bummel durch ein chinesisches Warenhaus

Von **Julius R. Kaim**

Chinesisches Warenhaus? Du liebe Güte! Jahrmarkt wahrscheinlich, Waren chaotisch aufeinandergetürmt, kreischende Grammophone aus Edisons Jugendjahren, Konserven aus gedämpften Haifischflossen und gebakkener Hofhundskeule! Pantöffelchen, blaue Kittel und lange Frauenhosen in der Textilabteilung!

Die so reden, nie also ein einziges der Shanghaier Warenhäuser betreten haben, sind immerhin noch erfreuliche Mitbürger: so nämlich haben sie sich chinesische Kaufhäuser vorgestellt, und so eben müssen sie sein. Wehe den Geschäften, wenn sie es wagen sollten, anders zu sein!

Die nicht so reden und sich wirklich umgesehen, werden vielleicht meinen, es sei zwischen diesen Betrieben und ihren Vetterunternehmen in Europa kaum ein wesentlicher Unterschied. Sie, die Kritiker, sind durch ein Tor hineingegangen, haben ein bisschen eingekauft und sind durchs andere Tor wieder hinaus. Wenn sie sich genauer umgesehen — erstaunlich wenige tun es unter den Fremdlingen der Stadt Shanghai — hätten sie gar wunderliche Dinge gesehen, die jedes dieser grossen Geschäfte vom Pariser "Printemps," vom Londoner "Selfridge," vom Berliner "Ka-de-We" ganz ausserordentlich unterscheiden! Wo, frage ich Sie, finden Sie beim Printemps gepresste, gesalzene Enten, die jeder vernünftige Mitteleuropäer, wenn er rasch an ihrem Quartier vorbeigeht, für veritable Flundern hält? Wo, frage ich Sie, finden Sie bei Selfridge ein ungewöhnlich feudales Antilopengehörn, das, zerpulvert, gegen diverse Krankheiten anwendbar ist? Welche Abteilung des Ka-de-We bietet Ihnen Fische, die, zusammengebunden, sich in Besen verwandelt zu haben scheinen? Und welche dieser drei an sich vielleicht ganz respektablen Firmen führt alle jene Alräunchen, die auch der Gebildetste gern anwendet, wenn die moderne Naturwissenschaft bei der Behandlung irgendeiner niederträchtigen Krankheit wieder einmal versagt?

Alles das finden Sie in einem chinesischen Warenhaus. Und zwar in der sauberlichsten, ja feudalsten Weise ausgestellt.

Also doch eine Jahrmarktbude? Gemach! Drei Schritte von der Abteilung der Alräunchen entfernt finden Sie die modernste Lebensmittelabteilung, die man sich vorstellen kann und wiederum drei Schritte von dieser entfernt ein Lager alkoholischer Getränke, die des Nobelbar-Gastes Herz nicht weniger lachen lassen als das des biederen Matrosen, der breitspurig vom "Bund" her die Nanking Road hinaufspaziert ist.

Aber, bitte, gehen wir weiter. Höchst uninteressante Abteilungen: Glas, Porzellan, Konfektion, genau comme chez nous — aber doch nur auf den ersten Blick so. Denn diese Gläser und diese Steingutwaren haben ihren eigenen Stil, und wenn Sie den sehnlichen Wunsch hegen sollten, z.B. einer Teekanne teilhaftig zu werden, so können Sie Ihre blauen, rosaroten und grünen Wunder erleben: eben in Gestalt von Teekannen, die Ihnen ein beflissener Verkäufer anbietet. Das Scheusslichste, was Europa an Blech, Emaille oder anderen Edelmetallen herzustellen im Stande ist! Mit unwahrscheinlichsten Blümchen geziert. Mit rosenroten Guirlanden angetan. Mit eilfertigen Hasen versehen, die anscheinend auf Teejagd begriffen sind.

Und dann entdecken Sie auf einem einsamen Tisch reizende Tonkannen, in den geschmackvollsten Formen, mit chinesischen Sprüchlein geziert, und im Preise gar niedriger als jener auserlesene Blechschund westlichen Ursprungs. Aber, um die Wahrheit zu sagen: erst die jüngere Generation chinesischer Käufer weiss diese Ware wieder zu schätzen, während Grosspapa, wenn er nicht wirklich Besitzer einer jener märchenhaften altchinesischen Teekannen ist, die man heute so suchen muss wie einen Museumsschatz, sich längst an die angeblich so praktischen Scheusäler aus Europa gewöhnt hat. Aus Europa? Ach lieber Herr, der Sie sich den Orient so malerisch und märchenhaft vorgestellt haben, ich will es Ihnen verraten: nur die teureren unter besagten Scheusalen sind westlicher Geburt, während die gesamte billigere Verwandtschaft das Licht dieser unerfreulich gewordenen Welt bereits in östlichen Werkstätten erblickt hat! Schade darum. Und erfreulich, dass ihnen heimische Gegner entstanden!

Dass die Konfektionsabteilung nicht nur westlicher Mode entsprechende Kleider für Käufer beiderlei Geschlechts anbietet, ist selbstverständlich. Der biedere Chinesinnen-Rock mit dem langen Seitenschlitz ist hier in allen Sorten zu haben, und gibt uns herrlichste Gelegenheit, über die verschiedenen Schamgefühle der Menschen nachzudenken. Dieser lange, bis zum Knie reichende Schlitz ermöglicht es der jungen Dame, auch die steilste Treppe hinaufzusteigen, ohne durch des Kleides Enge behindert zu werden, aber: er würde jedem Chinesenjüngling erlauben, sich ein Urteil über die Beine der steigenden Jungfrau zu bilden, vorausgesetzt, dass die Jünglinge daran noch Interesse hätten. Das haben sie anscheinend nicht mehr. Diese Tracht mit der Aussicht auf das Strumpfband, ist ihnen zu gewohnt, um "reizend" zu wirken.

Und weil wir nun einmal von Strumpfbändern reden, so muss gesagt werden, dass sie in dem wohlassortierten Lager in allen Farben zu sehen sind, und dass sich aus dieser Tatsache ebenfalls allerlei menschenkundliche Schlüsse ziehen lassen. Denn dieses Band wird unter dem Knie getragen, hübsch rund und mit einer Schleife geziert. Es etwa in senkrechter Richtung zu tragen, ist nicht gut möglich, denn — wie sage ich es nur recht schicklich? — dort ist nichts, woran es befestigt werden könnte. Die Chinesin — um es so auszudrücken — findet die Formen der Venus von Milo durchaus nicht erstrebenswert, und die Modelle des grossen Rubens erscheinen ihr eher peinlich als anziehend.

Einen Erfrischungsraum hat jedes europäische Warenhaus. Auch das chinesische hat eine " Soda-Fontäne," d.h. einen Raum, in dem man im Sommer Eis, im Winter Tee, Kaffee, Kuchen, belegte Brote zu sich nehmen kann, aber genau gesehen, ist dieses Fontänchen nur eine Filiale. Um dem Magen wirklich etwas zu bieten, muss man sich in ein höher gelegenes Lokal begeben, zum Beispiel in den Tea-Room, der die Grösse eines ansehnlichen Kaffeehauses hat, und in dem der Gast sich auch allerlei Speisen einhandeln kann. Und wenn ihm dieser Room nicht nobel genug ist, so kann er, ein Stockwerk höher, sich ins richtige Restaurant begeben, kann von dort aus in den Tanzsaal gehen, in dem zu jeder besseren Stunde ein toller Betrieb ist und darf sich dann zur Erholung aufs Dach fahren lassen, wo er, je nach Gemütsverfassung, mit der Angebeteten weitertanzen, Tee trinken oder ins Kino gehen kann.

Genau gesehen, gehört alles das garnicht zum Warenhaus. So wenig wie die Rollschuhbahn, die eine der Firmen zum Ergötzen ihrer Kunden betreibt. Genau gesehen gehört alles das nämlich zum Hotel, und das Hotel wiederum ist nur eine Abteilung des Warenhauses. Um in das Hotel zu gelangen, brauchen Sie sich um das Warenhaus überhaupt nicht kümmern, es hat seinen eigenen Eingang — ausser jenem, der eben doch von den Verkaufs-Abteilungen ausgeht — und Sie können dort ein Zimmer mieten wie in jedem anderen Gasthof auf Erden. Ob Sie, falls Sie aus zwei Personen bestehen, im Besitze von Gepäck sein müssen, um eines Raumes gewürdigt zu werden, war meinem Gewährsmann nicht bekannt; er war — lächerlicher Europäer — zu schüchtern, um sich darüber genauest zu informieren.

Weder Louvre noch Printemps erfreuen sich eines nächtlichen Dachgartens, eines Kinos, einer Variete-Bühne, eines Hotels, eines Tanzsaales, und wenn sie es täten, so würde es auch keinen Spass hervorzaubern. Denn wo bleibt auf die Dauer die Gemütlichkeit, wenn man nicht rauchen darf? Hier aber darf man rauchen. In jeder Etage und mit jeder Leidenschaft. In der Tabakabteilung darf man sich die Zigarette gleich mit Feuer versehen lassen und auf dem Dachgarten ist man nur verpflichtet, den glühenden Rest nicht vom höchsten Stock werk auf das Haupt eines unten Wandelnden zu feuern.

Familien, die im Hotel wohnen, und Kind und Kegel mit sich brachten, brauchen sich durch ihren Nachwuchs nicht stören zu lassen; wollen' sie ausgehen oder sich ruhigen Schlafes erfreuen, so geben sie die freundliche Kinderschar im Kinderzimmer ab, wo eine Nurse sich ausschliesslich damit zu beschäftigen hat, die Tobenden zu beaufsichtigen. Und während Mama mit ihren Freundinnen in den Tee-Salon schreitet, saust Papa im Lift etliche Stockwerke bergab, geht durch eine Abteilung des Kaufhauses und befindet sich im Billardsaal. Ein klein wenig von der Kunst des Billards muss er schon verstehen, denn auf erhöhten Sitzen thronen Richter in Gestalt von Nichtstuern, die mit Kennerblick jedes Spiel kritisieren — höhnendes Gelächter oder anfeuernde Rennplatzrufe jedoch sind unbekannt!

Die Grosstadt hat es in sich. Das ist in China nicht anders wie in Amerika und Europa. Und wenn das Bäuerlein aus seinem biederen Dorf in den Hexenkessel der Millionenstadt gerät, und wenn es dann auf seiner Wanderung vor die Schaufenster der grossen Kaufhäuser gelangt, möchte es doch gern einmal hineingehen in den Wunderladen, um zu erkunden, was man dort verschenkt. Denn ganz gewiss wird etwas verschenkt: warum sonst strömen hier so viele Menschen hinein? Da aber gerät der Biedermann schon an der Tür in eine peinliche Lage; diese drehbaren Ungetüme bieten nur die Wahl, sich selbst auf die Zehen zu treten oder sich die Absätze verwunden zu lassen, und selbst in Paris hätte der Herr Portier, wenn nicht mehr so mindestens ein mokant-überhebliches Lächeln für den ländlichen Tölpel. Hier aber, an der chinesisch erzogenen Drehtür, hat er für dergleichen westliche Höflichkeit nichts übrig; er stellt den hilflosen Besucher vorsichtig in das freie Dreieck, und indem er sich als Bremser betätigt, winkt er seinem, den Innendienst versehenden Kollegen zu, das staunende Wesen rechtzeitig herauszufischen, damit es nicht wieder auf der Strasse landet. Mit der westlichen Höflichkeit scheint es in der Tat hier nicht weit her zu sein!

Auch bei den Verkäufern nicht und bei ihren Kolleginnen, deren es eine stattliche Anzahl gibt. Sie sind redlich bemüht, die wunderlichsten Aussprachen des Englischen als Selbstverständlichkeit hinzunehmen und lassen es sich nicht nehmen, in der eigenen, oft ebenso wunderlichen Aussprache zehn Mal zu erklären, um welche Gattung chinesischer Erzeugung es sich hier handelt. Dass sie die englischen Names all' jener seltsamen Früchte, Fische und Gemüse nicht kennen, die in getrocknetem Zustande noch erdferner wirken als im lebenden, ist nicht erstaunlich: die meisten dieser Erzeugnisse haben sich auch dem Engländer noch nicht mit ihren Familiennamen vorgestellt, und die chinesischen Bezeichnungen gebe ich hier keinesfalls preis. Ich bin ganz sicher, sie samt und sonders verkehrt verstanden zu haben. Dem Europäer nämlich, das müssen Sie sich einprägen, kann man einen Namen noch so oft widerholen, er wird ihn trotz aller Mühe völlig verdrehen. Sie sind lächerliche Gestalten, diese Westler, sobald sie hilflos vor den bekanntesten Erzeugnissen unseres Landes stehen, und ausserdem zahlt uns die Firma unser Gehalt nicht, damit wir Zugereisten landeskundlichen Unterricht erteilen! So lange sie jedoch erträglich sind, bemühen wir uns und sind so höflich wie nur möglich.

Um die Wahrheit zu sagen, ist auch diese "Abteilung Höflichkeit" in Chinas Kaufhäusern besser assortiert als in Europa, und das Vorbild war auch hierin — ganz abgesehen von eigener Tradition — jenes Amerika, dessen Einfluss auf Chinas Grosstadt immer deutlicher wird. Nirgends kann der "Dienst am Kunden" strenger durchgeführt werden als im chinesischen Warenhaus. Die ins Haus gesandte Ware langt oft früher an als der Kunde (denn der Bote hat ein Fahrrad, der Kunde aber vielleicht nur ein Autobusbillet), und sogar Fahrkarten, die telephonisch bestellt wurden, werden zugesandt und können bei Empfang bezahlt werden. Der Kunde, auch wenn er nur für zehn Cents kauft, wird zum kleinen Herrgott.

In den Pariser Warenhäusern darf man erst ein Viertelstündchen warten bis eine Verkäuferin erscheint; in den Berliner Häusern darf man mit seinem Kassenzettel und seinen dreiundzwanzig Paketen nach getanem Einkauf sich an die belagerte Kasse drängen, darf zahlen, darf mit seinem Zettel zur Packstelle, darf warten, Püffe in Empfang nehmen und endlich beglückt abziehen. Ha, wie sind wir so stolz auf europäische Organisation! Käme doch endlich einer, der diesen Chinesen zeigt, wie man das Publikum zu schikanieren im Stande ist! Denn diese Chinesen in ihren Warenhäusern — also, das geht so vor sich, dass der Verkäufer einen Zettel ausstellt, das Geld in Empfang nimmt, auf ein Klingelchen drückt, einem Schnelläufer Ware und Geld in die Hand drückt und bis zu dessen Rückkehr den nächsten Patienten behandelt. Besagter Schnelläufer nun kommt nach wenigen Minuten zurück, die Ware hat sich in ein Paket verwandelt, das Restgeld wird erst dem Verkäufer, durch diesen dem Kunden ausgehändigt, und dieser Kunde hat in der Zwischenzeit tun können was ihm behagte... Sind wir nicht mit Recht stolz auf unsere europäische Organisation und haben wir nicht allen Grund, auf diese chinesischen Warenhäuser herabzublicken wie die Götter vom hohen Olymp auf das unsaubere Erdengewimmel?

Die Fünf Tiger

Die Geschichte von den fünf Boys des Leutnants Montresor

Von Daniele Vare

Der frühere kgl. italienische Gesandte in Peking, Daniele Varè, hat sich mit seinen anschaulichen Erzählungen aus China einen vornehmen Platz in der schönen Literatur der Gegenwart errungen. Sein letzter Roman, "The Gate of Happy Sparrows" ist vor kurzem in deutscher Uebersetzung im Paul Zsolnay Verlag Wien erschienen. Wir werden das Buch im "Literaturblatt" des nächsten Heftes besprechen und geben hier zunächst das erste Kapitel daraus wieder.

Leutnant Lionel von Montresor trat den Dienst bei der Britischen Gesandtschaftswache in Peking kurz nach seiner Verehelichung mit Dorothy Stokes an, Tochter weiland Sir Ebenezer Stokes', dessen grosses Vermögen auf einen einzigen Artikel zurückging: — auf Schuhwichs. Da die Jungvermählten über das nötige Kleingeld verfügten, beschlossen sie, nicht die Räumlichkeiten in Anspruch zu nehmen, die ihnen als Dienstwohnung zu Gebote standen, sondern ausserhalb des Gesandtschaftsviertels ein Haus zu mieten.

Dorothy Montresor hatte gesellschaftlichen Ehrgeiz. Sie wünschte Diners zu geben und Tanzveranstaltungen zu bieten, die Vertreter der fremden Mächte samt Gemahlinnen bei sich zu empfangen und in der Pekinger 'Hautevolee' eine führende Rolle zu spielen. Ihr Traum war leicht zu verwirklichen. Die internationale Gesellschaft der chinesischen Residenz schien durchaus gewillt, sich von einer ebenso hübschen wie reichen Gastgeberin bewirten zu lassen. Man schätzte den Wunsch, den Geladenen ein paar angenehme Stunden zu bereiten, und überging taktvoll die Zusammenhänge zwischen der jungen Frau und Schuhwichs.

Der erste Schritt bei der Einrichtung eines Pekinger Haushalts führt zur Wahl eines 'Boy Nummer Eins.' Der Ausdruck 'Boy,' der den Hausdienern in Fernost zukommt, schliesst keineswegs zwangsläufig den Begriff Jugend in sich. In China kann ein Boy durchaus bejahrt sein. Man beziffert sie nach ihrem Rang und sie bilden gleich Staatsbeamten ein 'imperium in imperio.'

Ein Pekinger Haushalt von einiger gesellschaftlicher Stellung verfügt über einen Boy Nummer Eins, Nummer Zwei und bisweilen Nummer Drei, abgesehen vom Koch, Chauffeur, Gärtner usw. und zahlreichen Kulis. Die letzteren achten, wie das Gesinde im Feudalzeitalter, auf das Feuer, waschen das Geschirr, scheuern die Böden, kurz, versehen die niedrigeren häuslichen Obliegenheiten.

Eine der weitestverbreiteten Anschauungen über China geht dahin, chinesische Diener seien denen aller anderen Völker überlegen. Gleich vielen Legenden hat auch diese eine reale Grundlage und einen erdichteten Oberbau. Nach ihr wäre der chinesische Boy eine der Sehenswürdigkeiten des Orients. Ein alter Scherz sagt mit einem Wortspiel:, 'Was ist der Schrei des Ostens?' — 'Boy!'

Ein guter Boy Nummer Eins — so erzählt man den Freunden in der Heimat — kann einfach alles beschaffen, von der Serviette bis zum Palimpsest, und ebenso kann man ihm alles überlassen, von der Betreuung eines Kanarienvogels bis zu der einer Freun-

din. Er trägt die Verantwortung für den Frieden und die Behaglichkeit des Heims. Er stellt die übrigen Diener an und entlässt sie, unterweist sie in ihren Pflichten und bürgt für gutes Betragen. Der Hausherr hat sich um nichts zu kümmern, er braucht bloss seine Wünsche auszusprechen und Klage zu führen, wenn er nicht gut bedient wird.

Das alles ist sehr schön — in der Theorie. In der Praxis lassen sich die Vorteile des Systems nur dann verwirklichen, wenn die Boys tüchtig sind. Und tüchtige Boys bekommt man in China genauso schwer wie ordentliche Dienerschaft anderswo.

Die Fünf Tiger waren Brüder: Bediente von tadelloser Schulung und vollkommenen Manieren, aber Diebe einer wie der andere, ohne Gewissensbisse, ohne Beschränkung.

Einer waltete seines Amtes als erster Boy, einer als zweiter, einer als dritter; der vierte war Stallwart oder Ma-fu und der letzte Koch. Sie dienten zusammen; wenn aber ein zukünftiger Hausherr bloss einen oder zwei von ihnen anzustellen wünschte, erhoben sie keinen Einwand. Früher oder später erfolgte jedesmal ihre Wiedervereinigung, indem sie entweder den neuen Herrn von der Zweckmässigkeit einer Personalvermehrung zu überzeugen wussten oder für die Hinausbeförderung ihrer Nebenbuhler unter der Dienerschaft Sorge trugen. Der Name, der als Titel zu Häupten dieser Geschichte steht, wurde den Brüdern nicht von einem enttäuschten Dienstgeber verliehen, sondern von einem neben ihnen dienenden Gefährten, der an die Luft gesetzt wurde, um einem weiteren Mitglied der Bande Platz zu machen. Und wenn auch der Name an sich als Brandmal der Schändlichkeit gedacht war, schienen die Fünf Tiger auf ihn stolz. Zu Füssen des Familienaltars, vor dem sie den Schatten ihrer Ahnen Weihrauch verbrannten, siedelte der älteste eine kleine Gruppe von Spielzeugtieren an. Fünf lederne, rundgestopfte Tiger standen dort in einer Reihe, mit gehobenen Schweifen, wild rollenden Augen und wunderbar weiss, rot und gelb gestreiften Leibern. Sie verkörperten sozusagen die Schutzmarke der Firma.

Die Fünf Tiger wurden von den Montresors als Einheit übernommen und bekamen völlig freie Hand in der Verteilung ihrer häuslichen Pflichten und — ihrer Nebeneinkünfte. Der Ehrenwerte Lionel und seine Gattin wurden ebenso bedient wie ausgeraubt, also nicht zu knapp. Ihre Diners konnten kaum von den ersten Pariser Hotels überboten werden, kosteten aber mehr!

Vor dem Dienstantritt bei den Montresors hatten die Fünf Tiger eine ganze Reihe von Herren beglückt und geplündert: einen Kavalleriemajor und ausgesprochenen Epikuräer; einen Zollkommissar und angehenden Dandy; und einen bevollmächtigten Minister, der üppige Gelage veranstaltete und grosses Haus führte, als wäre er Botschafter in einer Weltstadt.

Während ihrer Tätigkeit bei diesen Herren hatten die Fünf Tiger ein beträchtliches Vermögen zusammengestohlen, allerdings auch die Beherrschung ihrer Pflichten bis zur Vollkommenheit ausgebildet. Alle fünf besassen die charakteristischen Merkmale des östlichen Menschen: stille Würde des Gehabens, geräuschlose Bewegungen und unerschütterliche Ruhe. Darüber hinaus verfügten sie über eine Eigenschaft, die dem Chinesen angeboren ist und ihn zuweilen befähigt, wirklich jener Musterdiener zu werden, dessen Lob rings in der Welt aus dem Munde von Enthusiasten erschallt. Sie besteht darin, dass ihr Träger jede Arbeit, die er einmal erfolgreich geleistet hat, beliebig oft und mit unverändertem Gelingen zu wiederholen vermag.

Die Vorteile einer Betreuung durch die Fünf Tiger lagen auf der Hand. Montresors Uniform war tadellos gesäubert und gebügelt, seine Stiefel geputzt (natürlich mit Stokes-Glanzwichse), wie Beau Brummels Kammerdiener es nicht besser zustandegebracht hätte, was um so bemerkenswerter schien, als man noch in den Zeiten lebte, da die Mehrzahl der Ausländer im Fernen Osten ihren Boys erst auseinandersetzen musste, Hemdknöpfe gehörten mit dem Kopf nach aussen und den Klappteilen nach innen angesteckt und Schuhwichse sei braunen Fussbekleidungen oder Lackstiefeln eher abträglich.

Die ausserordentliche Tüchtigkeit der Fünf Tiger zeigte sich unvermindert auch ausserhalb des normalen häuslichen Ablaufs und erreichte ihre Höhe angesichts unerwarteter oder schwieriger Umstände. Mrs. Montresor konnte zwölf Personen zum Diner laden, dem Koch ein Stündchen vor Ankunft der Gäste Mitteilung machen und durfte damit rechnen, dass die Besucher ein erlesenes Menu, tadellos zubereitet, vorgesetzt bekamen. Sie konnte Picknicks in entlegenen Tempeln und an malerischen, schwer erreichbaren Aussichtspunkten verabreden, weite Ausflüge zu den Kaisergräbern in den Ost- oder Westbergen veranstalten: aber welches Ziel sie auch wählte, die Boys sorgten immer für ein treffliches Mahl — natürlich kalte Küche im Sommer und warme im Winter. Von Picknick merkte man in solchen Fällen dem Speisezettel nicht allzuviel an: 'Mousse de volaille' — 'Cotelettes de lievre aux champignons' — 'Peches Melba' fanden ihren Abschluss durch Kaffee und Liköre, alles sauber und flink serviert, ohne Lärm und Getue.

Freilich entsagten auch die Fünf Tiger nicht allen Gewohnheiten ihres Standes. Was sie in gröblicher Verletzung sämtlicher Gesetze der Hygiene in Küche und Eisschrank frevelten, bleibt besser unerforscht. Und immer wieder betraten sie zu jeder beliebigen Tages- und Nachtstunde das Schlafzimmer ihrer Herrschaft ohne anzuklopfen. Wenn sie aber auch solch fremdländischer Marotte abhold schienen, überzeugten sie sich doch jedesmal vor dem Eintreten durch einen Blick ins Schlüsselloch, ob ihre Gnädige im Kostüm und in der Lage sei, Dienerbesuch zu empfangen, ohne dass Unzukömmlichkeiten zu erwarten stünden.

Nun kommt die Kehrseite der Medaille. Auf ihr prägt sich der tagtägliche Raub ab, der den Aufwand der Montresors verdreifachte!

Ueber ihre Entlohnung hinaus erheben chinesische Boys eine Kommissionsgebühr auf alles und jedes, was von ihrem Herrn oder für ihn gekauft wird. Dies geschieht, ob es dem Herrn passt oder nicht, und die Gebühr läuft unter dem Namen 'Schmiergeld.' Ihre Verteilung unter der Dienerschaft erfolgt nach dem Rang. Bis zu einem gewissen Grad gilt sie in China als ordnungsgemässes Nebeneinkommen. So stand es auch mit dem Prozentsatz, der in den Tagen des Kaisertums den Hofeunuchen von jedem aus den Provinzen eingehenden Tribut zufiel. Das Ganze läuft auf eine Proportion hinaus. Ist der Boy Nummer Eins ehrlich, wird er nicht mehr als zehn Prozent einheben. Ist er es nicht, dann unterliegt die Beschränkung nach oben einzig und allein der Geschicklichkeit des Herrn, sich zu verteidigen, — oder seiner Zahlungsfähigkeit.

Das Schmiergeld, das die Fünf Tiger einkassierten, betrug mindestens dreissig Prozent und erreichte häufig die stattliche Höhe von einhundert, ja selbst fünfhundert Prozent vom Grundwert der einzelnen, dem Hause zugeführten Artikel. Allein die Guten verfügten noch über weitere Quellen unerlaubten Gewinns, was den Neid und die Bewunderung anderer Boys hervorrief, die sich nicht so günstiger Bedingungen erfreuten.

Mit einer Regelmässigkeit, die bei den Ladeninhabern ausserordentlichen Beifall fand, kauften die Fünf Tiger dreimal soviel ein als das Haus tatsächlich brauchte. Der Ueberschuss wurde zu brüderlichem Nutz und Frommen etwas unter dem Gestehungspreis weiterverkauft. Schliesslich errichteten die fünf Kumpane einen eigenen Laden in der Tatarenstadt und setzten dort die Vorräte ab, die sie aus den Beständen des Montresorschen Haushalts zur Verfügung zu stellen wussten. Boys aus anderen Häusern erhielten — gegen Zahlung einer Kommissionsgebühr — das Recht, auch ihrerseits Waren beizusteuern, doch der Grossteil stammte von den Gründern der Firma, die darum auch mit Recht die Vorzugsaktien innehatten.

Ein paar ausländische Händler des Gesandtschaftsviertels legten angesichts solcher Preisunterbietung eine gewisse Aengstlichkeit an den Tag, doch man beruhigte sie mit der Erklärung, dass die in Rede stehenden Artikel ja ursprünglich durch sie selbst auf den Markt gbracht worden seien. Ein Wiederverkauf an chinesische Verbraucher oder an die wenigen Ausländer, die ein gutes Geschäft witterten, könne dem Umsatz zum Nutzen aller Beteiligten nur förderlich sein.

Gleich allen chinesischen Häusern setzte sich das der Montresors aus einzelnen, ebenerdigen Pavillons zusammen. Die neuen Bewohner hatten auf eigene Kosten Zentralheizung einbauen lassen, so dass überall eine angenehme Temperatur zu erzielen war, obwohl man natürlich beim Hinübergehen von einem Pavillon zum anderen die offenen Höfe überqueren musste. Die Fünf Tiger wussten der neumodischen Erfindung Vorteil abzugewinnen und verwandelten das Haus in ein Hotel. Die abgesonderten Dienerwohnungen, das Pförtnerhäuschen, die Wäscherei und die Küche staken allnächtlich bis zum Bersten voll von einer Unmenge Chinesen, die fünf bis zehn Cent für das Vorrecht zahlten, hier Schlafes pflegen zu dürfen. Im Winter war der Pavillon, in dem der Heizkessel stand, von den Stammgästen des 'Hotel Montresor sozusagen am heissesten begehrt und entsprach etwa den Fürstenappartements eines Luxushotels. Drum blieb er auch jenen Besuchern vorbehalten, die sich eine nächtliche Unterkunft bare zwanzig Cent kosten liessen. Die Chinesen haben offenbar etwas dafür übrig, eng aneinandergepresst zu liegen wie Sardinen in der Büchse, und so beherbergte zu manchen Jahreszeiten, hinter dem Rücken der Wirte, das Haus über hundert 'paying guests.'

Natürlich gab es Leute genug, die mit der Absicht umgingen, ja darnach lechzten, Montresor und seine Gattin mit der Nase darauf zu stossen, wie man sie betrog. Die Kameraden des Ehrenwerten Lionel wie die Freundinnen seiner Frau liessen es an Warnungen nicht fehlen. Der Oberst und Kommandant der Gesandtschaftswache sprach Worte der Weisheit:

'Beherzigen Sie meinen Rat,' sagte er zu Montresor, 'und verabreichen Sie hie und da Ihrem Boy Nummer Eins eine gehörige Tracht Prügel. S i e brauchen gar nicht zu wissen, warum — aber verlassen Sie sich darauf: e r weiss es!'

Doch weder Montresor noch seine Gattin schenkten solchen Warnungen viel Beachtung. Als Junggeselle hatte sich der Ehrenwerte Lionel immer den Kopf zerbrochen, wie man mit der Gage nur auskäme. Das ungewohnte Gefühl, Geld überreichlich, ja sinnlos auszugeben, wirkte berauschend. Und die junge Frau wusste nur allzugut, dass ihr Erfolg als Gastgeberin vor allem auf die ausserordentlichen Fähigkeiten ihrer Dienerschaft zurückging. Sie hätte es nie zustandegebracht, einer neuen Gruppe von Boys die verzwickten Regeln des Hausdienstes beizubringen, den die Fünf Tiger derart vollendet beherrschten.

Und so geschah es, dass die Brüder mit einer gelegentlichen Strafpredigt davonkamen, die sie in entsprechender Zerknirschung über sich ergehen liessen, unter gleichzeitiger Beteuerung, in Hinkunft würden die Ausgaben auf das Möglichste herabgesetzt. Danach ging alles weiter wie bisher, höchstens noch toller.

Eines Tages ergab sich im Montresorschen Haushalt ein Zwischenfall, wie er bei Jungvermählten nicht allzuselten vorkommt: man stritt sich. Die Ursache der

Meinungsverschiedenheit ist unbekannt und hat mit unserer Geschichte auch nichts zu tun. Böse und anscheinend unverzeihliche Worte fielen von beiden Seiten. Vielleicht machte der Ehrenwerte Lionel gewisse Anspielungen auf Schuhwichs, während Dorothy etwa des Bräutigams Schulden in die Waagschale warf, die vor der Trauung eine brautväterliche Regelung gefunden hatten. Ursache hin, Ursache her, das Ärgernis war so beträchtlich, dass jedes Gefühl zwischen den Gatten erkaltete und sie einander nach Tunlichkeit aus dem Weg gingen. Doch achteten sie darauf, ihre schmutzige Wäsche nicht vor aller Welt zu waschen, und nahmen in Gesellschaft an der allgemeinen Unterhaltung teil, als sichtliches Musterehepaar. Daheim sprachen sie miteinander kein Wort.

Der Verdruss entstand im Frühsommer, zur Zeit also, da das Pekinger Gesellschaftsleben eine Periode verhältnismässiger Stille durchmacht. Tanzunterhaltungen finden überhaupt nicht statt und Einladungen zu Diners flattern nur spärlich ins Haus. Wer zur 'Hautevolee' gehört und wer nicht, denkt bloss daran, sich vor den fast tropischen Regengüssen zu schützen und höchstselbst den Schweiss von der triefenden Stirn zu wischen.

Bereits vor einigen Monaten hatte man beschlossen, das Mrs. Montresor im Sommer zum Besuch ihrer Verwandten nach England fahren sollte. Der Platz im Trans-Sibirischen Express war für Ende Juli vorgemerkt. In stillschweigendem Einvernehmen hielt man bis zur Abreise den Anschein ehelichen Glücks aufrecht.

Ein paar Leute ahnten, es müsse etwas vorgefallen sein, woran der häusliche Friede zerbrach. Die Frau Oberst unterhielt sich mit ihrem Gemahl über das Thema. Er bestätigte den Verdacht durch die Mitteilung, der Ehrenwerte Lionel sei ein eifriger Besucher des Kasinos geworden und nehme dort oft seine Mahlzeiten ein. Die Oberstin war eine kluge Frau und vertrat die Ansicht, solange die junge Montresor ihr Leid nicht klage, sei es am besten, sich nicht einzumischen. So sprach sie bloss die fromme Hoffnung aus, die Dinge würden sich über kurz oder lang von selbst einrenken. Worauf der Herr Oberst mit einer unbestimmten Bemerkung über Frauen im allgemeinen erwiderte und damit die Unzuständigkeit eines Mannes allein in Angelegenheiten so heikler Natur zu verstehen gab.

Die von der Frau Oberst gehegte Hoffnung wäre Wirklichkeit geworden und der ganze Zwist verklungen nach dem Worte 'Gepriesen sei der Streit, Versöhnung süsst die Liebe,' hätt' es sich nicht um die Monatsrechnungen gehandelt!

Am Ersten eines jeden Monats fand der Ehrenwerte Lionel die Wirtschaftsrechnungen auf seinem Schreibtisch ausgebreitet. Natürlich war es unter den gegebenen Verhältnissen unmöglich, Mrs. Montresor um Geld anzugehen, drum musste der Hausherr persönlich daran glauben. Vor dem Zwist hatte immer Dorothy die gemeinsamen Auslagen bestritten. Dass sie nun für die Aufrechterhaltung des Hausstandes nicht mehr Sorge trug, bewies dem Gatten die Tiefe ihres Grolls. Darüber hinaus sah sich der Ehrenwerte Lionel in eine ausserordentlich schwierige Lage versetzt, da er neben seiner Gage über keinerlei Einkommen verfügte und diese vollkommen unzulänglich schien, ein Haus nach der von den Fünf Tigern festgelegten Leitlinie zu führen. Doch konnte er schwerlich die Begleichung der Rechnungen ablehnen, ohne vor dem Personal und der Frau Gemahlin 'das Gesicht zu verlieren.' Noch weniger durfte er die Saiten zu einer Versöhnung stimmen, um nicht in seinen Beweggründen missverstanden zu werden. Mehr als einmal war er nahe daran, Dorothy aufzusuchen und ihr ein liebes, gewinnendes Wort zu sagen — doch jedesmal gab ihm der Anblick eines Haufens (versteht sich: unbezahlter) Rechnungen auf dem Schreibtisch einen Stich und liess ihn innehalten.

Eines Nachmittags, knapp vor Dorothys Abreise, sass Montresor im Garten, da hörte er plötzlich Schreie und Fussgetrappel. Im nächsten Augenblick tauchte ein Kuli mit einem Eimer auf, füllte ihn an einem kleinen, mit Lotosblüten halbüberdeckten Teich und stürmte damit in die Richtung des Pavillons, der Mrs. Montresor als Boudoir diente. Was es gab, war leicht zu erraten: einen Kurzschluss bei der elektrischen Leitung. Keine Seltenheit in den Pekinger Sommermonaten. Die allgemeine Feuchtigkeit infolge der häufigen Regengüsse ist daran schuld und schützt zugleich vor der Ausbreitung eines Brandes.

Montresor wollte sich den Umfang des Schadens besehen und, da er wusste, dass Dorothy ausser Haus sei, betrat er ihr Boudoir. Der Kurzschluss war erfolgt, während ein Kuli die Stehlampe bei angedrehtem Licht putzte. Das ganze Unglück schien gering: ein paar geschwärzte Drähte und ein leichter Brandgeruch zeugten allein für den Vorfall. Montresor wollte eben dem Raum wieder verlassen, da bemerkte er auf dem Schreibtisch seiner Frau ein Scheckbuch und einen Stoss Rechnungen. Sie waren in chinesischen Schriftzeichen geschrieben, trugen aber daneben den englischen Wortlaut. Montresor nahm ein Blatt zur Hand und las:

RECHNUNG VON MA-FU	
Drei Pony Dinner gegebt	36 Dollar
Rübe	1 „
Lumpen	2 „
Ein Pony beschlagt	80 Cent
Lon für Ma-fu	20 Dollar
Summe	Dollar 59 und 80 Cent

Darunter stand in Mrs. Montresors Schrift: '10. Juli. Bezahlt.'

Es war eine Rechnung, die Lionel tags zuvor persönlich beglichen hatte. Er erinnerte sich daran ganz genau. Die Anführung von 'Lumpen' in einer Stallrechnung war ihm aufgefallen. Die Erklärungen des Ersten Ma-fu gingen dahin, es habe sich um Scheuerlappen zur Säuberung von Sätteln und Riemzeug gehandelt.

Montresor besah die anderen Rechnungen, die auf dem Tisch lagen. Mehrere davon hatte er selbst bezahlt. Ganz versunken in seine Forschungen, merkte er erst nach einiger Zeit, dass mittlerweile Dorothy das Zimmer betreten hatte. Sie sah ihm mit unverkennbarer Ueberraschung und Missbilligung zu. Doch angesichts seines Fundes vergass Montresor für einen Augenblick, wie es zwischen ihnen beiden stand, und, in Gedanken ganz bei der Gegenwart, rief er aus:

"Ah, da bist du ja! Guck dir das mal an . . ." Er hielt ihr ein Bündel Rechnungen unter die Nase. "Der Sache muss man nachgehen. Willst du in mein Arbeitszimmer kommen?" Mitsamt den Papieren marschierte er durch die Tür, die auf eine Veranda hinausging. Höchst erstaunt und leicht unwillig kam Dorothy ihm nach.

In seinem Zimmer angelangt, sah Montresor die letzten Rechnungen auf dem Schreibtisch durch. Sie bestätigten den Verdacht vollauf.

"Wie lange," fragte er die junge Frau, "hast du die Wirtschaftsrechnungen bezahlt?"

"Immer!" erwiderte sie.

"Alle?"

"Ja. Soviel ich weiss".

Montresor starrte sie einen Augenblick lang an und drückte dann auf die Klingel. Im Nu erschien der Boy Nummer Eins auf der Schwelle. Strengen Tons wandte sich Lionel an ihn:

"Ich stelle fest," begann er, "dass seit einiger Zeite ein und dieselben Rechnungen meiner Frau und mir vorgelegt werden. Wir haben sie beide bezahlt. Mindestens zwei Monate lang. Darf ich um Aufklärung bitten?"

Wenn Montresor erwartet hatte, es werde sich irgendein Anzeichen von Verlegenheit auf dem Gesicht seines Haushofmeisters spiegeln, stand ihm die bitterste Enttäuschung bevor. Der erste der Fünf Tiger kam nicht so leicht aus der Fassung. In der ruhigen Sicherheit eines Menschen mit durchaus reinem Gewissen entgegnete er:

"He' zahlen Lechnungen von mich. Dame zahlen Lechnungen von Blude' Koch. Vielleicht Fehle' geschehen. Mich nicht wissen."

"Wollen Sie damit sagen, Sie wüssten nicht, welche Rechnungen der Koch uns vorlegt und wieviel wir davon bezahlen?"

"So ist, He'. Mich in Stleit sein mit Blude'. Nicht splechen zusammen."

Montresor sah seinem Boy Nummer Eins ins Gesicht. Der kleine Chinese hielt dem Blick mit gelassener Ehrerbietung stand. Keine Spur eines verborgenen Lächelns huschte über die unbewegten Züge. Ihr Ausdruck war Stille und Ernst. Der Ehrenwerte Lionel fühlte sich geschlagen.

"Sie können gehn," sagte er. "Wir sprechen noch darüber."

Als der Boy sich verzogen hatte, warf Montresor einen Blick nach seiner Frau und sah erstaunt, dass sie das Gesicht im Taschentuch barg. Eine Sekunde glaubte er an Tränen. Nur ein unterdrücktes Glucksen verriet, wie sie mit dem Lachen kämpfte.

Schweigen.

Dann Montresors Stimme:

"Was hältst du von einer Partie Tennis?"

Ein paar Minuten später marschierten sie zum Platz. Jeder das Rakett in der Hand. Sie plauderten und lachten.

Hinter den Fenstern der umliegenden Pavillons sahen die Fünf Tiger ihnen nach.

Deutsche Stunde
im Shanghaier Rundfunk

Wie wir erfahren, haben die Herren Horst Levin und Heinz Ganther mit der hiesigen Sendestation XMHA (600 Kilocycles) einen Vertrag abgeschlossen, wonach täglich von 4-5 Uhr n.m., Sonntags von 6-6.30 Uhr n.m. ein Programm in deutscher Sprache gesendet wird. Es wird beabsichtigt, Nachrichten, Verlautbarungen der Committees, Reklameanzeigen, englischen Unterricht und vor allem ein hochwertiges Unterhaltungsprogramm zu senden. Der Beginn ist auf Dienstag, den 2. Mai festgesetzt. Die deutsche Stunde wird durchgeführt von der Firma A I M (Advertising Institute Modern), 81 Jinkee Road, Room 202, Tel. 11929, P.O.B. 994, wohin sämtliche Zuschriften zu richten sind.

Chinesische Filme

Die Einfuhrung der Kinematographie in China wird einerseits einem Spanier namens Ramos zugeschrieben, der 1904 den ersten Streifen nach Shanghai brachte und in dem beruhmten Ch'ing-Lien-Ko-Teeladen Vorstellungen veranstaltete, andererseits einem Chinesen namens Lin Chu-san, der einen Projektionsapparat und Filmstreifen aus Amerika nach Peking mitbrachte und im Teehaus T'ien-Lo in Peking Vorstellungen gab. Zu gleicher Zeit fuhrten auch Missionare in Hongkong und Canton "lebende Bilder" ein.

Schon 1909 hat ein Amerikaner namens Benjamin Brosky vier kleine Filme in Shanghai hergestellt. Im gleichen Jahre wurde auch eine chinesische Gesellschaft, die Ming Sin Company, gegrundet zur Schaffung chinesischer Filme. Im Jahre 1917 richtete sich die grosse Shanghaier Verlagsanstalt The Commercial Press eine Filmabteilung ein. In zweien ihrer Filme trat Mei Lan-fang in klassischen chinesischen Rollen auf. Der erste chinesische Filmkonzern von Bedeutung war die 1922 gegrundete Star Motion Picture Company. Im gleichen Jahre gründete Chow Tzu Ch'i, der frühere Premier der Peking-Regierung die Peacock Motion Picture Company.

1922 ist auch das Jahr, in dem der erste richtige Spielfilm in China hergestellt worden ist. Damals wurde unter dem Titel "Die Beute des Vampyrs" der erste chinesische Spielfilm gedreht. Das Buch dazu hatte Yuan Koo-wen, Präsident Yuan Shi-kais zweiter Sohn, verfasst. Es folgten bald andere Filme, aber sie konnten mit den Produkten Hollywoods nicht in Wettbewerb treten. 1927 wurde in Shanghai, Range Road der erste Tonfilm vorgeführt: Musikalisches und eine "tonende Wochenschau," dabei unter anderem eine Ansprache des Präsidenten Coolidge. Die Einführung des Tonfilms gab der chinesischen Produktion einen neuen grossen Antrieb. Auch der technisch mangelhafte einheimische Film kann sich neben den vollwertigen Erzeugnissen des Auslandes einigermassen behaupten, wenn darin in der Sprache der inländischen Millionen gesprochen wird. Im Jahre 1932 verzeichnet die Statistik des chinesischen Industrieministeriums, dass in Shanghai 37 Filmproduktionsfirmen bestehen. Die Kapitalsgrundlage war meistens überaus schmal.

Wie gross der Filmbedarf in China ist, kann man z.B. daraus ersehen, dass im Jahre 1936 in Shanghai der Filmzensurstelle des Municipal Councils und der französischen Polizei neben 812 ausländischen und 21 chinesischen Kurzfilmen 415 abendfüllende Spielfilme vorgelegt worden sind, unter denen 51 chinesischer Erzeugung waren. Die fremden Filme sind zum grössten Teil amerikanischer Herkunft. Die in China, u. zw. hauptsächlich in Shanghai erzeugten Filme werden auch exportiert an die Theater in den Chinesenvierteln von San Francisco, New-York, Panama, Singapore, in den Philippinen usw. Im Jahre 1938 betrug die Zahl der Filme, die die Shanghaier Zensur passierten, sagar 1595. Es waren darunter 463 grosse Spielfilme, 941 Kurzfilme, 193 Wochenschauen. Die Gesamtlange betrug 4,493,194 Fuss, also mehr als 1,3 Millionen Meter.

Unter den ersten chinesischen Filmen uberwogen Melodramen, Märchen, mythologische Geschichten, die Nationalregierung erliess aber im Filmgesetz vom 4. April 1935 ein Verbot der Filme, "die geeignet sind, den Aberglauben zu ermuntern."

Die revolutionare Bewegung in China hat die Kinobesucher fur den modernen Gesellschaftsfilm reif gemacht. Einen durchschlagenden Erfolg hatte der 1933 gedrehte Film "Zwei Schwestern," in dem die begabte Butterfly Wu eine Doppelrolle spielt. Ein Waffenschmuggler, der zwei Tochter in kindlichem Alter hat, verkauft seine schönere Tochter an einen reichen Mann, der sie zu seiner Konkubine macht. Nachdem der Vater das Geld eingesteckt hat, verlässt er seine mittellose Frau und überlässt sie ihrem Schicksal mit ihrem anderen Kinde. Nach Jahren wird die arme Tochter, die mittlerweile einen armen Mann geheiratet hat, Magd bei ihrer im Wohlstand lebenden schönen Schwester, ohne dass die beiden sich als Schwestern erkennen. Die gemütlose Maitresse des reichen Mannes misshandelt ihre Magd in der schrecklichsten Weise. Als der Ehemann der armen Magd erkrankt, bestiehlt sie ihre Herrin, um Arzneien kaufen zu können. Sie wird erwischt und kommt vor den Richter. Der Zufall will es, dass der Richter niemand anderer ist als ihr Vater, wobei Vater und Tochter, nachdem seit ihrer Trennung mehrere Jahre verstrichen waren, sich nicht erkennen. Aber als die arme Mutter die vom Richter verurteilte Tochter im Gefängnis besucht, kommt alles heraus, Vater und reiche Schwester erkennen, was sie der Armen angetan haben . . . Alles schluchzte im Zuschauerraum. Von nachhaltiger Wirkung war auch der Film "Fischers Gesang."

Trotz des grossen Einflusses des amerikanischen Films auf die Millionen der chinesischen Kinobesucher, hat der chinesische Gesellschaftsfilm im allgemeinen keine Neigung zur optimistischen Schönfärberei und zum Happy End Hollywoods. Es ist bezeichnend, dass die chinesischen Filmproduzenten ihre Stoffe gerne aus der russischen Literatur und vorzugsweise aus Werken Tolstois holen. So ist





Miss Y. S. Chen und M. Sun in „Angel"

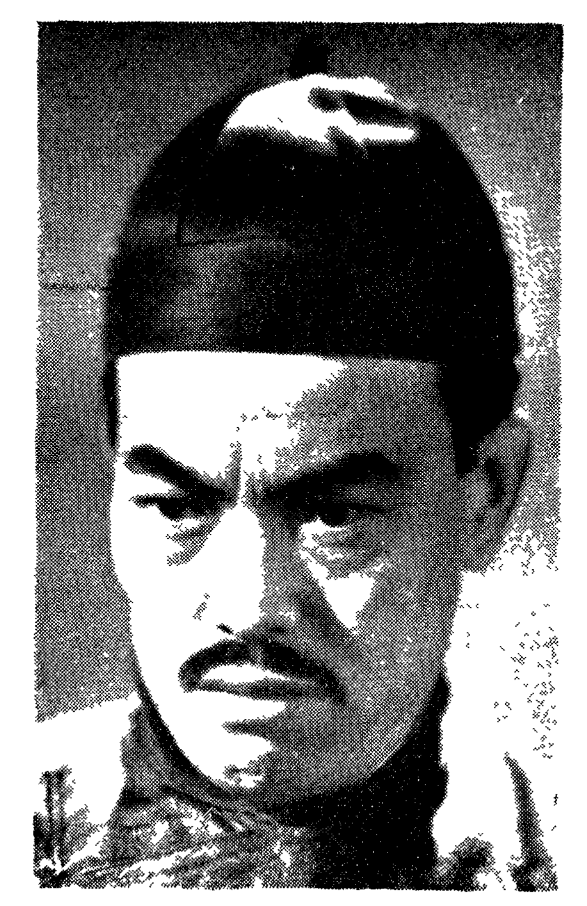


C. M. Loh





Aus "Empress Wu." Links: Violet Koo, S. C. Ying und Miss L. S. Wong. L. K. Han (in der rechts wiedergegebenen Szene aus demselben Film) spielt eine komische Rolle, einen leichtfertigen und albernen Günstling der Kaiserin, der sich zu viel Freiheiten herausnimmt und dies mit seinem Leben büsst.



William Foo



Y. S. Chen in „Angel"



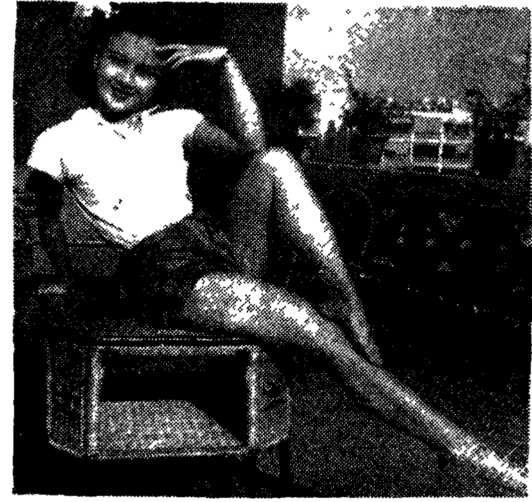
H. Lee

z.B. in Shanghai jetzt ein neuer chinesischer Film zu sehen, der sich auf des grossen Russen bekannte Drama "Macht der Finsternis" stützt. Bei diesem Film ist allerdings auf den tonangebenden Geist Hollywoods insoferne Rücksicht genommen worden, als der tragische Ausgang in einen glücklichen umgebogen worden ist. Neben dem ernsten Gesellschaftsfilm erfreut sich auch das leichtere Genre der Posse und der Liebesoperette einer grossen Beliebtheit. Von den Glamour-Girls des chinesischen Films sei Lilly Li genannt, die derzeit in Hongkong filmt.

Die kriegerischen Ereignisse der letzten zwei Jahre haben der chinesischen Filmproduktion neue Schwierigkeiten bereitet. Jenseits der Kampflinie werden fast nur propagandistische chinesische Filme erzeugt, die aber wenig Aussicht haben, über das von der chinesischen Nationalregierung kontrollierte Gebiet hinauszugelangen. Auf der anderen Seite müssen aber die Filme, die in den Hafenstädten gespielt werden sollen, sowohl auf die Zensur der Behörden der Fremdenkonzessionen, als auf die japanische Zensur und natürlich nicht minder auch auf die Gefühle der chinesischen Zuschauer Rücksicht nehmen.

So erklärt sich vermutlich, dass neuerdings eine ausgesprochene "Flucht in die Vergangenheit" wahrnehmbar ist. Der historische Kostümfilm "Kaiserin Wu," der vor einigen Wochen in Shanghai seine Uraufführung erlebte, hat einen beträchtlichen Erfolg zu verzeichnen, ausscheinend nicht zuletzt auch wegen seiner gefälligen musikalischen Untermalung. Dem nicht chinesischen Zuschauer verhelfen unterlegte englische Titel zum Verständnis des Films. Die Titelrolle spielt die begabte Violet Koo, die sich schon vorher in "The Sable Sicada" einen guten Namen gemacht hatte. Die Kaiserin Wu Cheh Tien, die im 8. Jahrhundert regierte, ist die einzige Frau, die in der jahrtausendelangen chinesischen Geschichte auf dem Kaiserthrone sass. (Kaiserinwitwen regierten ja bloss in Vertretung von minderjährigen Kaisern.) Ursprünglich eine arme Magd, machte die schöne und kluge Wu über das Bett zweier Kaiser den Weg, der sie zur Alleinherrschaft führte, die sie mit Scharfsinn und Verschlagenheit und wenn nötig, mit unbarmherziger Gewalt ausübte. Zweifellos ein vorzüglicher Stoff für den Film, der ja auch in anderen Himmelsgegenden so viel Interesse für die Messalinen und Kleopatras, für die Elisabeths und Katharinas zeigt.

Die Sin-Hwa Motion Picture Co., die den Film "Wu Cheh Tien" hergestellt hatte, ist übrigens vor kurzem, zusammen mit zwei anderen chinesischen Produktionsfirmen, von einer neugegründeten amerikanischen Firma in Shanghai, der United China Motion Picture Corp. aufgekauft worden. Es bleibt abzuwarten, ob die neue Gesellschaft die bisher eingeschlagenen Wege der chinesischen Produktion einhalten wird, ob sie trachten wird, die chinesische Note noch stärker herauszuarbeiten, oder ob sie einfach den nivellierenden 100%-igen Geist Hollywoods importieren will. In technischer Hinsicht werden amerikanische Fachleute jedenfalls viel zur Hebung der in China hergestellten Filme beitragen können. Wir werden in dieser Zeitschrift öfters auf den chinesischen Film zurückkommen und die künstlerische, technische und geschäftliche Entwicklung verfolgen.



Y. S. Chen

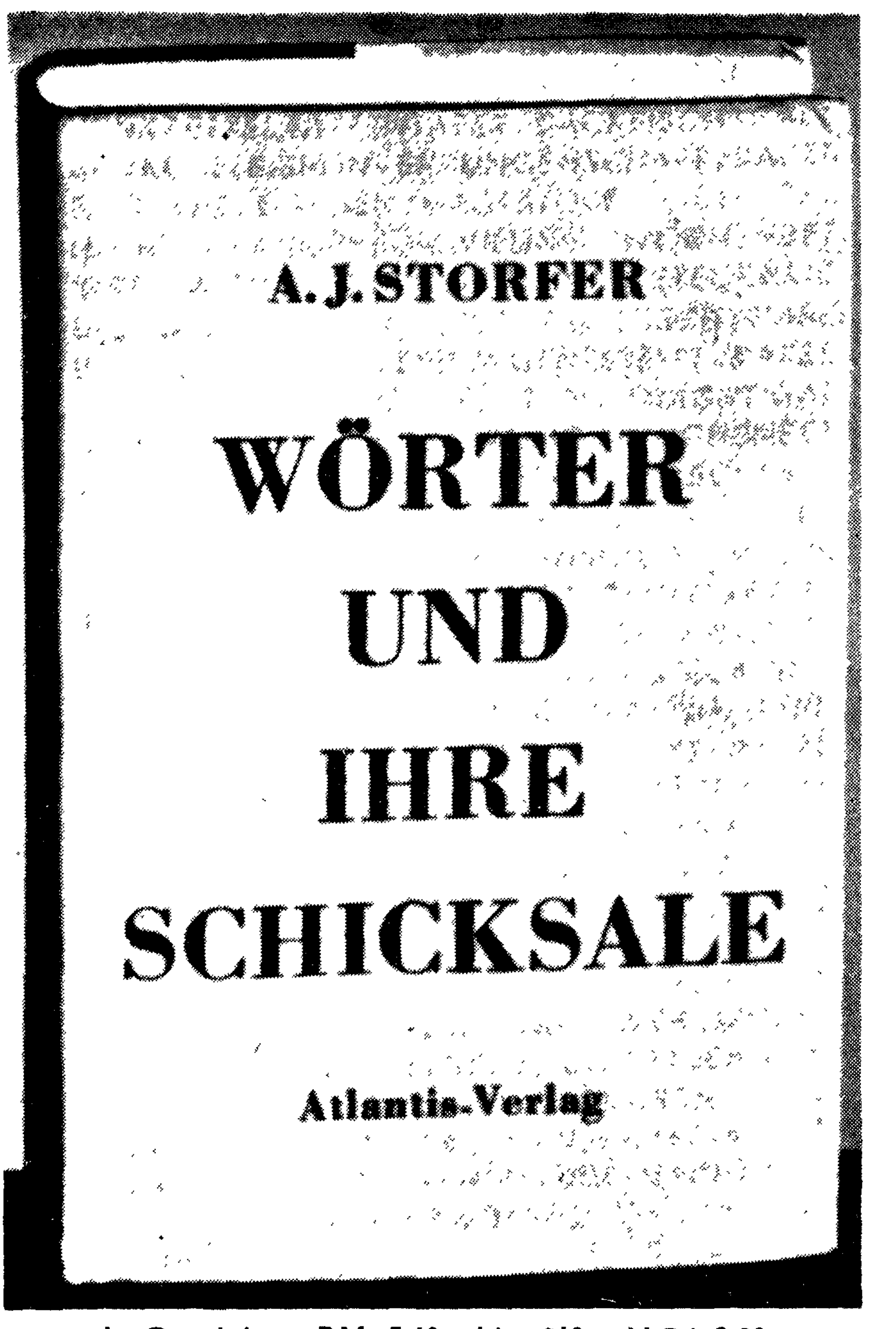
A. J. St.





Zwei Szenen au "Desire." Links C. C. Lin und Miss H. Lee. Rechts Stiefmutter (Y. Tan) und Stieftochter (L. M. Loh) als Rivalinnen. Das Objekt ihrer Eifersucht, den Burschen, der es mit beiden halt, spielt H. Mai, der vorsichtigerweise nur seinen Kopf zur Türe hereinsteckt. (Die Bilder stellte uns die United China Motion Picture Corp. zur Verfugung.)

1935 ERSCHIEN IN BERLIN:



In Ganzleinen RM. 5.60, chin. $10.-, U.S.$ 2.00



1937 ERSCHIEN IN WIEN:



In Ganzleinen RM. 6.50, chin. $12.-, U.S.$ 2.40

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder durch die "Gelbe Post", 117 Hongkong Road, Shanghai

Die Literatur: Wir können versichern, dass wir einschliesslich der sogenannten "schönen" Literatur seit langem von keinem Buch solch köstliche Stunden einer zugleich freimütigen und nachdenklichen Unterhaltung empfangen haben. (W.E.Süskind)

Muenchner Neueste Nachrichten: Dass einmal auch psychologische Erkenntnisse zur Deutung sprachlicher Vorgänge zu Hilfe genommen werden, gibt Storfers Buch unter ähnlichen einen Vorzug.

Magdeburgische Zeitung: Eines der prachtvollsten Bücher über Wortgeschichte, die es je gab. Umfassende Kenntnis der Sprachgeschichte und glänzende Darstellungskunst.

Hamburger Anzeiger: Aus dem schlichten Titel des Buches lässt sich kaum darauf schliessen, welche erregende Schätze es vor dem Leser ausbreitet.

Reichssender Koeln: Wissenschaftlich zuverlässig und doch unbeschwert in der Form. Der Leser wird sich wahrlich sagen: warum habe ich mich nicht schon lange mit dieser kurzweiligen Sache befasst, die sich Wortgeschichte nennt.

Monatsblaetter des Deutschen Buch-Clubs Hamburg: Eine Lawine von Witz, Wissen und Vermutung. So treibt das Buch allerorts den Teufel der wissenschaftlichen Trockenheit aus mit dem Erzengelsschwert einer lebendigen, fröhlichen und freimütigen Bildung.

Nationalsozialistischer Erzieher: Man muss diesen fruchtbaren Versuch als restlos gelungen, als eine Höchstleistung bezeichnen.

Nationalsozialistische Buecherzeitung: So muss Sprache gelehrt werden.

Juedische Rundschau, Berlin: In einer polyhistorischen Form, die im Gälischen so gut Bescheid weiss, wie im Berliner Dialekt oder im Pariser Argot, gibt er die Lebensgeschichte einer grossen Anzahl von Worten, die dem Leser eine Ahnung von der organischen Verflechtung allen Weltgeschehens vermittelt.

Neue Zuercher Zeitung: Es ist ein Vergnügen mit Storfer den Weg zu den Quellen zu gehen.

Basler Nachrichten: Jeder der einzelnen Artikel ist eine kleine sprach- und kulturgeschichtliche Monographie, wie wir sie amüsanter und bunter nicht so bald gesehen haben.

Express, Biel: Keine Mittelschule, keine zehn Semester deutschen Sprachstudiums auf der Universität haben uns so viel Erkenntnisse beizubringen vermocht wie dieses ausgezeichnete Buch.

Frankfurter Zeitung:

Um es gleich vorweg zu sagen: A.J. Storfer hat da etwas ganz Seltenes vor die Leser gebracht. Selten deshalb, weil man nicht so leicht dieser Paarung von Gründlichkeit und Souveränität, ausgebreitetem Wissen und eigentümlicher Klarheit begegnet. Trifft eine so seltene Vereinigung gerade auf diesen Stoff, so muss notwendig ein interessantes, ja ein spannendes Buch das Ergebnis sein: die Abschnitte dieses Buches lesen sich häufig wie ein Roman. Jedoch wird da nicht etwas für die breite Leserschaft ausgewählt und mit allerlei Künsten zurechtgestutzt. Nein, das Buch wurde deshalb so interessant, weil der Gegenstand selber so interessant ist und dieser seinen Meister fand.

Es ist nicht zu glauben, wieviel ganz neue Zusammenhänge und Einzelheiten, neu auch für den Philologen, Storfer auf diesen 295 Seiten darbietet. Ausgangs- und Zielpunkt ist immer das Deutsche, einzelne Wörter und festgeprägte Wendungen oder Bilder. Deshalb ist der grössere Teil des Buches alphabetisch geordnet, und da findet man von "Abstecher" bis "Zwilling", eben von A bis Z, gewöhnliche Worte wie "ausmerzen" und seltenere wie "Quintessenz" so abgeleitet und erklärt, dass es eine Freude ist. Denn die Beweglichkeit und das Wissen des Verfassers—es is doch etwas Erfreuliches um ein Wissen von solchem Umfang und Zusammenhang *in sich selbst!*—beschränkt sich nicht darauf, die Ableitung und Deutung zu geben, die ihm die zutreffende zu sein scheint, er breitet alle Möglichkeiten der Erklärung vor dem Leser aus.

Wem könnte das Buch etwa nicht angelegentlich empfohlen werden? Dem Laien mit Sprachsinn wird es ebenso heilsam sein wie der Bücherei des Fachgelehrten, den Jean Pauls unter den Schriftstellern ebenso wie dem Deutschlehrer: allen wird es Nutzen und Freude bringen. Denn das Buch ist, wie wir schon sagten, die Arbeit eines M e i s t e r s. Eines, das über die allermeisten Neuerscheinungen auf diesem Gebiet weit hinausragt und neben die grundlegenden älteren, klassischen Werke der Sprachwissenschaft gestellt werden muss.

G e r h a r d S t o r z

An die **GELBE POST** 117 Hongkong Road
Shanghai, China

Der Unterzeichnete abonniert die **GELBE POST** *für das Jahr 1939 (Mai-Dez., 16 Hefte) zum Preise von*..............................

....

.............................., *am*.............................. *1939*

(Name:)..............................

(Adresse:)..............................

....

Lesbare
Schrift
erbeten